

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Pabst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K - 2 Mk. - 8 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Religiöse Anschauungen und Gebräuche bei den Negern 73. — Biga, die schwarze Gazelle 77. — Türkische Hochzeitsgebräuche 80. — Schwarze brave Kinder 82. — Der Vogelneßsammler 84. — Kindes-einfalt 87. — Die Missionsgabe einer blinden Jungfrau 89. — Ein unerwarteter Gast 90. — Die Söhne des Mondes 91.

Abbildungen: Afrikanisches Hausrind (Phot. Gebr. Häckel, Berlin) 79. — Eine Tigerjagd 87. — Termitenbauten in Afrika 93.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine eifrige Förderin des Stern dankt innig dem göttlichen Herzen Jesu und dem hl. Antonius v. P. für ihre Hilfe in einem schweren Anliegen und empfiehlt sich neuerdings recht angelegentlich dem Gebete.

Ein Wohltäter bittet in nachstehenden zwei Anliegen um die Gebetshilfe der Stern-Verer: Schweres Gemüthsleiden; — Folgen schwerer Heimsuchungen Gottes.

Eine schwerkranke, unglücklich verheiratete Frau bittet um baldige Genesung und gottgefällige Wendung und Aenderung.

Desgleichen wird dem Gebete aller zum göttlichen Herzen, zur Mutter Gottes und zum heiligen Josef eine Person empfohlen, damit sie sich wieder mit Gott dem Herrn in einer würdigen Weichte ausöhne.

Abonnements-Erneuerungen (bis 19. März 1916).

Abonnementserneuerung: 101, 146, 170, 296, 483, 463, 494, 513, 610, 626, 654, 690, 694, 790, 827, 879, 898, 930, 1053, 1080, 1102, 1131, 1267, 1275, 1355, 1369, 1405, 1414, 1469, 1502, 1568, 1594, 1608, 1803, 1809, 1810, 1874, 1879, 2005, 2032, 2438, 2671, 2705, 2742, 2763, 2799, 2927,

2933, 2934, 3224, 3264, 3327, 3346, 3407, 3417, 3460, 3555, 5007, 5009, 5040, 5057, 5061, 5064, 5160, 5162, 5377, 5378, 5391, 5404, 5436, 5464, 5515, 5658, 5680, 5809, 5812, 6063, 6489, 6685, 6996, 7016, 7092, 7073, 7133, 8008, 8022, 8035.

Gabenverzeichnis (vom 10. Februar bis 15. März 1916).

In Kronen.

Opferstock: Afers, Ung. 40.—; Allmegg, J. G. 1.—; Brunck, A. D. 3.—; Brunnenfeld, W. W. 1.—; Brüz, J. R. 3.—; Ebelsberg, J. P. 3.—; Ernsthofen, Pfkt. 2.—; Forchheim, Sr. D. 14.26; Freising, J. B. 1.—; Gleisdorf, A. S. 10.60; Haag, L. R. 1.—; Hockenheim, A. C. 15.—; Immenstadt, J. P. 8.70; „Nigger“ 72.50; Innsbruck, M. S. 2.—; Jischl, M. R. 1.—; Lambach, P. B. G. 20.—; Layen, Ung. 50.—; Pienz, J. H. 3.—; Murnau, O. 12; Neuh, W. M. 2.72; Milland, A. S. 300.—; Müritschau, D. S. 1.—; Marienbad, Deh. J. 2.—; Oberlabill, A. W. 2.—; Palai, A. R. 4.—; Passau, G. R. S. 4.32; Račmiz, C. S. 1.—; Rech, M. W. 2.90; Reichholzheim, R. R. 14.40; Reichenberg, M. S. 5.76; Rülzheim, S. S. 2.58; Ruprechtshofen, Benef. S. 3.—; Schwaz, N. S. 4.—; S. S. 6.—; St. Leonhard, M. G. 2.—; Spital, J. R. 3.—; Steindlberg, J. J. 1.—; Teilbach, J. R. 2.88; Thantirchen, Exp. J. 2.88; Trpymek, Sr. G. 4.—; Tschötsch, M. W. 2.—; Untermoj, C. D. 12.—; Willanders, J. R. 2.—; Weissenbach, Kapl. R. 56.—; Wermerichshausen, Kapl. J. 1.60; Wiesen, J. B. 1.—; Zams, M. W. 1.—.

Für heilige Messen: Achweiler, C. J. 17.28; 21.60; Achach, R. W. 26.—; Achhausen, M. B. 14.50; Au, A. R. 8.—; Bučka, M. W. 4.—; Cöln, Sta. M. 36.72; Eggenberg, Sr. B. M. 6.—; Gufidaun, A. R. 150.—; Gleisdorf, A. S. 20.—; Haag, J. R. 2.40;

Heiterwang, C. C. 3.—; Hohnsdorf, W. J. 43.20; Jngolstadt, K. S. 159.50; Kefeling, M. S. 23.66; Klagenfurt, J. D. 50.20; Klepsau, D. R. 43.20; Lambach, C. J. 6.—; Milland, A. M. 2.—; M. R. 14.—; Münstereifel, Sr. Co. 111.65; 158.77; Oberschwandt, Th. L. 22.—; Rech, M. W. 4.32; Reifenberg, M. S. 58.01; Rülzheim, J. S. 12.96; Reichraming, A. S. 2.—; Sagbey, G. M. 18.30; Sierning, A. R. 3.—; Sallauf, Fr. R. 37.70; Schörfling, M. S. 4.—; Stern, M. D. 35.—; St. Ulrich, D. S. 10.—; St. Valentin, J. St. 50.—; Teising, Ung. 599.20; Untermoj, C. D. 10.—; Winaders, Pf. A. 10.—; Weital, Ung. 20.—.

Zur Taufe von Heidenkindern: Achach, R. W. 24.— (Kofa); Cöln, St. Ma. 31.96 (Theodor M.); Heiterwang, C. C. 20.— (Remigius Karl); Heroldsbach, Kapl. G. 57.60 (Johann, Barbara); Karfing, Fr. R. 40.— (Franz, Franziska); Stern, M. D. 20.— (Guido); M. B. 20.— (Moijus).

Für Bischof Gener: Brizen, durch das St. Josef-M. S. 220.—.

Für P. Crazzolara: St. Cassian, durch das hochw. Pfarramt 50.—.

Für das Werk des Erlösers: 1690.47.

Erlös für Briefmarken: 53.82. — Marken tiefen ein aus Brizen, Huben, Lana.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Misland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Iteimeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 4.

April 1916.

XIX. Jahrgang.

Religiöse Anschauungen und Gebräuche bei den Negern.

(Aus den Missionsblättern von St. Ottilien.)

Den tiefsten Blick in die Seele des Negers gewährt uns die Kenntnis seiner religiösen Anschauungen und Gebräuche. In diesen spricht sich sein Innerstes aus. Es ist jedoch nicht so leicht, diesen seinen innersten Anschauungen auf den Grund zu kommen. Flüchtig durchreisende Forscher werden kaum einen Teil der Wahrheit erfahren, denn die Neger sind in dieser Beziehung überaus zurückhaltend und verstecken es, den Frager zu täuschen. Auch Missionären gelingt es oft erst nach Jahren vertrauten Umganges mit intelligenten Negern, den Schleier zu heben; denn auch sehr ergebene Christen hüllen sich in tiefes Schweigen, wenn man über ihre heidnischen Anschauungen und Gebräuche Näheres erfahren will.

Wir sind nun in der Lage, in diesem und den folgenden Heften drei Berichte über religiöse

Anschauungen aus verschiedenen Gegenden zu veröffentlichen, die auf eingehendem Studium und langjähriger Anschauung beruhen.

Der erste Teil ist den Aufzeichnungen des Vaters Severin Hofbauer entnommen, die dieser während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Ubehe allmählich gesammelt hat und die ein sehr reichhaltiges Material über Sitten und Gebräuche dieses urwüchsigem Negervolkes darstellen. Sie sind sämtlich in Rihehe, der Eingeborenen-sprache, teils von Negern verfaßt, teils von ihnen diktiert und mit den Aussagen anderer verglichen worden.

Der zweite Teil ist einem Buche entnommen, zu dem Vater Ambrosius Mayer den Stoff während seines Aufenthaltes in Ruwasi bei Daresalam mit viel Eifer

und Ausdauer gesammelt hat. Nur der geringste Teil konnte hier verwertet werden und auch dieser nur in einem kurzen Auszuge. Doch wird auch dieser genügen, ein Bild von den religiösen Vorstellungen zu geben.

Der dritte Bericht entstammt gleichfalls der Feder des Vaters Ambrosius. Er ist weniger eingehend wie die anderen, da sein Aufenthalt im Lande der Matumbi noch zu kurz ist und das Erlernen der noch unbekanntes Landessprache große Schwierigkeiten bietet. Andererseits aber ist gerade er durch seine Studien in Kurasini leichter in der Lage, solche religiösen Anschauungen und Sagen auf den Grund zu kommen. Dieser Bericht ist hier zum größeren Teile wiedergegeben.

Während der erste Teil die Anschauungen eines reinen, kräftigen Naturvolkes bietet, behandelt der zweite die Religion eines vom Islam verseuchten Negervolkes, so daß man sich bisweilen fragen möchte, ob man einen vernünftigen Islam oder einen islamisierten heidnischen Aberglauben vor sich hat.

Etwas Ähnliches gilt auch für den dritten Teil, doch ist die Berührung der Matumbi mit dem Islam noch zu jung, als daß man entscheiden könnte, was auf das Konto des Islams zu stehen kommt und was noch echter Matumbi-Glaube ist.

Da gewissermaßen die ganze Religion der Schwarzen im Aberglauben besteht, ist es schwer, die religiösen Anschauungen und Gebräuche von Aberglauben und Zauberei zu trennen, sie durchdringen und bedingen sich gegenseitig. Darum ist das folgende Heft: „Aberglauben und Zauberei bei den Schwarzen“, nur eine Ergänzung zu dem vorliegenden.

Dieses Heft beansprucht selbstverständlich nicht, erschöpfend und abschließend zu sein. Es will nur den Unkundigen ein

ungefähres, aber wahrheitsgetreues Bild geben, den Gebildeten neue Belege und Beispiele bieten.

I.

Die Wahhe glauben an einen Gott, sind also sozusagen Monotheisten. Dieser Gott, am häufigsten ngului genannt, ist der Schöpfer des Weltalls. Auch auf den „Himmel“ dehnen sie seine Wirksamkeit aus, obgleich sie eigentlich von der Daseinsweise und dem Wohnorte des ngului sich keine Vorstellung bilden.

Im besonderen schreiben sie dem ngului die Erschaffung der Ahnen jeder Familie zu. Auch den Ursprung der Tiere führen sie, wie manches Volksmärchen erzählt, auf die Tätigkeit Gottes zurück. Überhaupt alles, was auffällig ist, wovon sie Ursprung und Zusammenhang nicht erkennen oder zu dessen Hervorbringung große Weisheit oder Kraft erforderlich erscheint, wie absonderliche Fels- und Landschaftsgestaltungen, leiten sie von Gottes Macht her.

Eine andere Eigenschaft Gottes ist seine Allgegenwart und die daraus sich ergebende Allwissenheit. So sagen die Wahhe oft im täglichen Leben: „Das ist schlecht! Unterlaß es! Gott sieht dich!“

Gott ist dem Menschengeschlecht gegenüber absolut gut. Von Gott aus trifft den Menschen nichts Böses. Deshalb läßt auch der Wahhe seinen ngului im großen ganzen in Ruhe und kennt und fühlt kein starkes Bedürfnis nach äußerer Gottesverehrung. Gott greift zu wenig in sein wirkliches Leben ein. Das Böse, Unglück, Krankheiten und Tod, kommt von einem allgemeinen bösen Wesen her, das die Wahhe zwar durch Opfer nicht zu besänftigen vermögen, vor dem sie sich jedoch durch Amulette zu schützen suchen.

Das Bewußtsein von Recht und Vergeltung ist ausgedrückt in dem Satze: „Die

alten Eltern beschimpfen, bringt dir Fluch. Wer ihnen aber Gutes tut, auf den sieht Gott.“

Im Willen Gottes ist das Geschick der Menschen gelegen. So hört man oft an einem Krankenlager: „Wenn ihm Gott beisteht, wird er gesund. Wenn Gott dagegen ist, stirbt er.“ Durch Gebet und Opfer kann man sich der Huld und Hilfe Gottes versichern. Die Gebete sind meist kurz, z. B.: „Gott, hilf uns in der Wildnis dort, daß wir gute Beute machen!“ Oder: „Mein Gott, sieh auf mich, daß ich glücklich wandle!“ Dazu wird geopfert. Wenn sonst gerade nichts da ist, genügt etwas Sand, der vom Rücken der Hand emporgeworfen wird.

Gott ist ein großer Geist und hat in seiner Residenz die Stelle eines Herrschers ähnlich wie ein Sultan der Wahehe. Die Geister Gottes sind seine Sennlinge. Die Gegenwart Gottes kann man fühlen; wenn z. B. in einer Versammlung plötzlich jede Rede verstummt, so ist Gott oder ein anderer Geist nahe.

Alles Böse kommt von den Zauberern her. Da aber Gott auch die Zauberer geschaffen hat, so ist er gewissermaßen auch Urheber ihrer Taten.

Die Wahehe bringen Gott auch Opfer dar, nennen ihn auch dabei und knien nieder. Doch sind die Opfer zu Ehren der Schatten der Verstorbenen viel häufiger und auffallender.

II.

Wirksamer als der Gottesglaube ist für die äußerliche Betätigung des religiösen Bewußtseins der Wahehe der Glaube an die Ahnen, Geister, Schattenexistenzen (masoka). Sie haben nämlich die Überzeugung von dem Fortleben der Verstorbenen nach dem Tode, zwar unsichtbar, aber mit denselben Gewohnheiten wie im

Leben. Jeder Geist führt sein Dasein unter den Lebenden weiter.

Mit dem letzten Atemzuge scheidet die Seele (luhe) aus dem Körper, der dadurch des Lebens beraubt wird und der sofort beginnenden Verwesung anheimfällt. Die abgeschiedene Seele, die bis dahin als Luhe den Leib belebte, wird von diesem Augenblick an eine unsichtbare Existenz. Sie führt bei Gott ein Scheinleben weiter, wird nicht etwa Gott selber und geht nicht in ihm auf, sondern kommt nur in seine Nähe.

Die Ahnengeister sind an keinen Ort gebunden. Doch können sie verkörpert sein, z. B. in walagusi, den Wahrsagern. So gesteht manchmal ein Wahrsager seinen Kunden: „Jetzt kann ich es nicht mehr verkünden. Der Geist hat mich verlassen.“ Auch in Tiere vermögen die masoka zu fahren, wie manches (Neger-)Märchen berichtet. Alle abergläubischen Vorstellungen, die die Wahehe mit der übrigen Tierwelt verbinden, sind wohl auf eine solche Einwohnung der masoka in den Tieren zurückzuführen.

Der Geist kann auch bei besonderen Gelegenheiten mit einem Scheinleib plötzlich wieder erscheinen oder gibt durch Zeichen seinen Willen kund. Man opfert den Verstorbenen darum Mais, Mehl und Fleisch zum Gedächtnis und erhofft sich von ihnen Wohlwollen und Hilfe. Verstorbene Sultane, große Häuptlinge und Europäer können nach ihrer Meinung auch nach geraumer Zeit körperlich wieder auferstehen.

Die masoka können dem Menschen Gutes und Böses antun. So schaden sie ihm oft, um ihn zu strafen oder zu bessern. Es gibt darum mehrere Versöhnungsopfer. So zeigen verschiedene Vögel, in denen sich ein Geist verbirgt, dem Menschen Glück oder Unglück an.

Einige Beispiele: Fliegt eine Schar Reihher in Keilform, so ist ein Geist im Spiel,

der Menschen mitteilen will, sie sollten sich auf einen Krieg gefaßt machen.

Die Gule verkündet einen nahen Sterbefall.

Ein Baumspecht jagt durch sein Klopfen an, daß ein fremder Gast kommt — oder daß es bald eine Verdrießlichkeit geben wird.

Der ngulu kulu, ein schwarzer Vogel mit roten Flügeln, zeigt durch seinen Ruf an, daß man binnen kurzem einem Raubtier begegnen werde.

Der kleine kiki wi kiwi zeigt verborgene Schätze, wird aber meist zum Unglücksvogel, indem er durch seinen traurigen Ruf: „tergè, tergè!“ („Beerdige, beerdige!“) einen Todesfall verkündet. Am besten ist es, man kehrt wieder heim, wenn man ihm begegnet.

Eine gewisse Schildkrötenart verkündet Krankheit vorher.

So wittern die Wahehe in vielen Tieren versteckte masoka, die sie warnen oder die ihnen irgendeine Nachricht verborgener Natur geben wollen.

Strichwolken, in der Frühe und am Abend rot gefärbt, deuten auf Krieg und Mord, werden indes mehr als ein Zeichen Gottes als der masoka aufgefaßt.

Es herrscht beim Wahehevolk der Glaube, ein jeder Mensch habe zwei Geister, einen guten und einen bösen. Der gute Geist (lisoka linofu) behütet den Menschen und schirmt ihn, der böse Geist (lyanangifu) sucht ihm zu schaden.

Die masoka verkehren mit den Menschen auch im Traum. Wenn der Wahehe am Morgen erwacht und den Inhalt seines nächtlichen Traumes noch weiß, dann sagt er: „Der Schutzgeist war da.“ Im Traum zeigt der gute Geist seinem Schützling auch notwendige Heilmittel.

Hat einer großes Glück gehabt oder ist er einem drohenden Unheil entronnen, so bekennt er dankbar: „Lye lisoka lyangu mada“ — „Das hat mein Schutzgeist getan, liebe Leute.“

Solange die Wahehe der alten Sitten und Gebräuche eingedenk sind, haben sie sich des Wohlwollens der Ahnengeister zu erfreuen. Vergessen sie jedoch dieselben, dann schicken ihnen die masoka bald rächendes Unheil.

Bricht ein Familienzwist aus, sind die Verwandten in zwei Parteien zerfallen, so ziehen alle, bevor es zu offenen Feindseligkeiten kommt, zu den Gräbern ihrer Ahnen und bringen ein Sühnopfer, das sogenannte Schimpfopfer, dar, damit die masoka nicht weiter zürnen und so die Feindschaft in Wälder erlösche!

Ist ein kleines Kind krank, schreit es beständig und läßt es sich gar nicht begütigen, so haben die masoka ihre Hand im Spiele. Man muß nun dem Kinde einen Namen der Vorfahren beilegen, damit diese durch die künftigen Taten desselben geehrt werden, und muß ein Opfer darbringen, wie es noch geschildert werden soll. Vielleicht haben die masoka schon lange vergeblich darauf gewartet und deswegen das arme Kind so gequält.

Hat einer das Niesen und will es nicht enden, so behaupten die Eingeborenen, das sei eine Wirkung der Schatten, und sie sprechen den Glückwunsch aus: „Gasire!“ — „Sie mögen ablassen von ihm!“

Wenn sich einer in der Wildnis verirrt, so hat ein Schatten Rache an ihm genommen.

Auch die Geisteskrankheiten werden dem Zorn und dem bösen Willen der Ahnengeister zugeschrieben.

Biga, die schwarze Gazelle.

Der kleine, rabenschwarze Biga verbrachte jorgenfrei und glücklich, wie alle Kinder in seinem Alter, die ersten Kinderjahre in seinem Heimatdorfe und hatte helle Freude daran, sich mit seinen Kameraden nahe bei der elterlichen Hütte im Staube herumzuzwängen oder im nahen Wasser des Niger, südlich von Timbuktu, zu plätschern und zu spielen.

Eines Tages erschienen in seinem Dorf verschleierte, in blaue Kleider gehüllte Gestalten; sie waren mit einer langen Lanze bewaffnet und trugen einen telag (Dolch) in der Hand. Bei ihrem Anblick flohen die Männer, die Frauen verbargen sich in den entlegensten Winkeln ihrer Hütten; nur eine Kindergruppe, beim Spiel begriffen, erschrak nicht, da sie nichts Böses ahnte.

„Ihr Kinder,“ rief der Anführer der verschleierten Männer, in denen die älteren Dorfbewohner sogleich die berühmten Tuaregs erkannt hatten, „gibt es hier im Tale Gazellen?“

„O ja, es gibt deren viele, sehr viele.“

„Kommt und führt uns, wir machen Jagd auf sie.“

Munter, wie sie waren, kamen sie gleich dieser Aufforderung nach.

„Seht doch dort die schöne Gazelle,“ sagte einer der verschleierten Männer, indem er mit der Hand nach einem Punkte am weiten Horizont wies, und alsogleich schlug die kleine Truppe diese Richtung ein. Lange marschierte man, aber von einer Gazelle war nicht einmal die Spur zu sehen.

„O, welche schöne Gazellen!“ hörten die fremden Gestalten nicht auf, sich gegenseitig zuzuslüstern, „welche schöne schwarze Gazellen!“

„Ach, diese schwarzen Gazellen, es waren keine anderen als die kleinen entführten

Neger; bald brach die Nacht herein, unmöglich konnten sie zum Dorfe zurückkehren.

„Ihr seid unsere Sklaven,“ jagten bald die fremden Räuber. Die Kinder fingen an zu weinen und zu jammern, nach ihrem Vater und ihrer Mutter zu rufen. . . , ach, sie sollten niemals ihre Eltern wiedersehen. Statt die Kleinen in ihrem Schmerze zu trösten, machten die wilden Gesellen sich über ihre Tränen nur lustig.

Viele Tage und lange Nächte hindurch marschierten die kleinen Schwarzen immer weiter; ihre neuen Herren, die Tuaregs, gönnten ihnen fast keine Ruhe. So kamen sie bis nach Gurara. Dort wurde Biga an einen Schamba von El Golea für 40 Douros (gleich 160 Mark) verkauft. Er wurde in einen bereits mit Wolle gefüllten Sack gesteckt, auf ein Kamel geladen und so ohne Aufsehen in die unter französische Herrschaft stehende Stadt El Golea eingeführt. „Wenn du schreist, töte ich dich,“ hatte ihm Muhamed, sein neuer Herr, zuvor gesagt. Auf diese Drohung hin hatte das Kind nicht zu schreien gewagt. Wenn der neue Besitzer mit Rücksicht auf den Schwächestand des Kindes in der ersten Zeit noch ein mildes Regiment walten ließ, so wurde dieses mit dem zweiten Monat anders; die tägliche Ration wurde auch stets kleiner. Schließlich fühlte sich Biga so unglücklich, daß er seinem Herrn entfloh. Er hatte erzählen gehört, daß die Rumis (Christen) Sklaven aufnahmen, deshalb lenkte er seine Schritte zur Jägerkaserne.

Die braven Soldaten, die übrigens nicht zum erstenmal solches Unglück sahen — zahlreich waren die Neger, die unter sich die übriggebliebenen Reste, ja die Mäpfe der Kompagnie verteilten —, nahmen sich

Bigas an, es war ein Gast mehr. Einer kaufte ihm eine kleine Scheschia (Kopfbedeckung), ein anderer verfertigte ihm ein Saruel (arabische Hoje), ein dritter schenkte ihm eine kleine Weste. Eines Tages trieb sich Biga am Hospital herum; einer der Militärärzte sah ihn und war von seinen intelligenten Gesichtszügen betroffen. Nachdem er in Erfahrung gebracht, in welchem verlassenen Zustande er sich befand, beschloß er, sich seiner anzunehmen. Meine Mutter, so sagte er zu sich selber, wird sich glücklich schätzen, wenn sie erfährt, daß ihr Sohn einen Sklaven befreit und angenommen hat.

Nachdem der Doktor bei den Offizieren des arabischen Bureaus die Erlaubnis dazu eingeholt hatte, nahm er den kleinen Schwarzen zu sich. Da ihn aber seine Berufspflichten eine geraume Zeit des Tages ans Hospital fesselten, so beschloß er, uns die Erziehung des Kindes anzuvertrauen; wir hatten bereits vier schwarze Kinder, lauter befreite Sklaven; Biga war also der fünfte. Der Neuangekommene fand gute Aufnahme, und so gewöhnte er sich schnell an seine neue Umgebung.

Er lernte das heilige Kreuzzeichen und die elementaren Kenntnisse unserer heiligen Religion.

Ein Bruder gab ihm die ersten Unterweisungen im Rehren und im Waschen, ebenso im Stiefelwischen; diese Dinge waren bis dahin böhmische Dörfer für ihn gewesen; auch in anderen nützlichen Dingen und Hausarbeiten wurde er unterwiesen, und dank seinem guten Willen und seiner Geschicklichkeit lernte er alles sehr rasch.

Sein früherer Herr hatte indessen bald den Aufenthaltsort des Flüchtlings ausfindig gemacht und kam deshalb zu uns, um ihn zurückzuverlangen.

„Wende dich an den tobib (Arzt); Biga gehört ihm.“

Am folgenden Morgen schickt uns Muhamed seinen Bruder zu, der dieselbe Antwort erhält. Da kommt Muhamed selbst wieder: „Geht mir meinen kleinen Sklaven zurück,“ spricht der alte schlaue Fuchs; „ihr seid Marabuts (Priester) und auch ich bin Marabut, und Gott ist unser Meister.“

Unsere Antwort bleibt immer dieselbe; so oft er uns begegnet, kommt er auf seine Forderung zurück, oft mit den süßesten und schmeichelnsten Wendungen. Doch vergebliche Mühe!

„Bringe deine Klage vor den Oberstabsarzt,“ sagen wir ihm.

„Ich mag nicht zum Arzt gehen, denn er hat einen Säbel.“

„Dann gehe zum Kommandanten!“

„Zum Kommandanten! Niemals! Der hat zwei Säbel! Ihr seid Marabuts, und weil ihr Marabuts seid und weil Gott euer Herr ist, deswegen werdet ihr mir Biga ausliefern.“

„Und gerade weil wir Marabuts sind, wirst du ihn nicht bekommen.“

Denn wie könnte man, lieber Leser, von den geistigen Söhnen des Kardinals Lavignerie, jenes Verfechters und Predigers der ganzen Antisklavereibewegung, erwarten, daß sie einem unmenschlichen und grausamen Herrn einen unschuldigen Sklaven ausliefern!

Aber der alte Muhamed gibt seine Sache so leicht nicht auf; er entschließt sich, seine Reklamation beim Chef des arabischen Bureaus, dem Hauptmann P., anzubringen.

„Die christlichen Marabuts haben mir einen Sklaven weggenommen und weigern sich, ihn mir auszuliefern; du, Herr Hauptmann — den Allah bewahren möge — befehl es ihnen und sie werden ihn mir wiedergeben.“

Der Hauptmann, der den Tatbestand kannte, antwortete:

„Du weißt, daß es verboten ist, Sklaven zu kaufen und zu verkaufen. Biga war dein Sklave, du hast ihn mißhandelt; da ist er davongelaufen und weigert sich, heimzukehren. Ich werde ihn nicht zurückrufen lassen; der tobib hat sich seiner angenommen; er ist sein Vater geworden und hat ihn den christlichen Marabuts anvertraut. Ich habe ihm selbst die Ermächtigung dazu erteilt und werde sie auf keinen Fall widerrufen.“

„Aber, Herr Hauptmann, ich habe 200 Franken für ihn gezahlt.“

„Das hättest du eben hübsch bleiben lassen sollen.“

Einige Tage wartete Muhamed, dann kam er mit seiner alten Bitte wieder zu uns. Dieselbe Antwort wie früher.

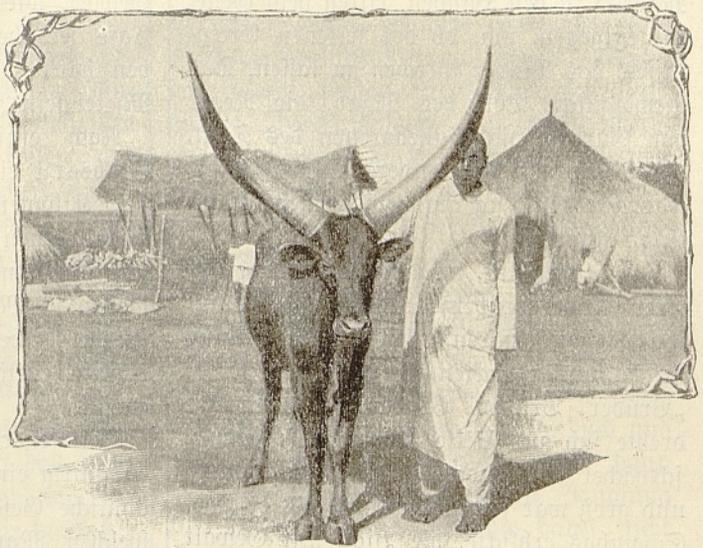
Eines Morgens setzte sich ein Araber auf das vor unserm Hause angebrachte dukkan (Bank aus Mauerwerk) und rief Biga zu sich. Er unterhielt sich einige Minuten mit ihm und redete ihm so schön und mit so süßen Worten zu, daß Biga, zuerst ein wenig stutzig, allmählich ganz vertrauensvoll seinen Ausführungen lauschte.

„Wenn du wiederkommst, Biga, dann wird dein Herr dich gar nicht mehr schlagen, im Gegenteil wird er dir viele schöne Sachen schenken, schöne Kleider, weißen Kuskus usw. . .“ In diesem Augenblick kam ich hervor und brach den Zauber, indem ich Biga ins Haus schickte und den Verführer im Falle der Wiederkehr mit der Anzeige beim arabischen Bureau bedrohte.

Nach diesem fruchtlosen Versuche nahm sich Muhamed ein Herz und begab sich zum

zweitenmal zum arabischen Bureau; aber diesmal wandte er sich an Hauptmann B., Vizechef desselben.

„Ist er dein Sohn?“ fragte der Hauptmann.



Afrikanisches Hausrind.
Phot. Gebr. Häfel, Berlin.

„Nein, Herr Hauptmann, er ist mein Sklave.“

„Will er bei dir bleiben?“

„Nein, er will überhaupt nicht zurückkehren, und die Rumis weigern sich, ihn herzugeben.“

„Da tun sie gut daran,“ meinte der Hauptmann und machte der Unterredung ein Ende.

Muhameds Hartnäckigkeit hielt sich noch nicht für besiegt.

„Ich will in die Sahara reisen,“ kam er uns eines schönen Abends verkünden, „und da ich erst nächsten Herbst wiederkomme, so möchte ich meinen kleinen Sklaven mitnehmen.“

„Ah! Du willst in die Sahara?“

„Ja, Sidi Marabut.“

„Nun denn, glückliche Reise!“

Etwa acht Tage nach dieser Unterhaltung bekam El Golea den Besuch eines Generals, der die Kavallerie des äußersten Südens inspizieren sollte. Die Ehrenreiter El Goleas, mit Gewehren jeglichen Modells in den Händen, ritten dem General entgegen, um, ob des seltenen Ereignisses, das Pulver sprechen zu lassen. Das gewöhnliche Volk des Mazab, die Neger von Gurara, die Eingeborenen des Luat, die Schambas und andere Zuschauer erwarteten den Zug auf dem großen öffentlichen Platze.

Im Augenblick, wo der General an unserer Kirche vorüberzog, als alle Blicke auf ihn gerichtet waren, hörte man plötzlich die halbunterdrückten, verzweifelten Rufe: „Bruder! Bruder! Bruder!“ Der Bruder drehte sich zur Seite, woher diese immer schwächer werdenden Angstschreie kamen, und groß war sein Erstaunen, als er zwei Schambas erblickte, die Biga mit Gewalt entführen wollten. Rasch stürzte er auf sie los und mit Hilfe Salems, dem die öffentliche Sicherheit El Goleas anvertraut ist, befreit er das Opfer aus den Händen seiner Henker. Salem erwischt noch eben einen derselben am Burnus und bringt

ihn ins Gefängnis, wo er auf Befehl des Polizeipräsidenten vierzehn Tage über seinen Entführungsversuch nachdenken konnte.

Muhamed hatte alle Mittel versucht, alle hatten fehlgeschlagen, selbst die rohe Gewalt, wiewohl er in einem arabischen Café selbstbewußt die Versicherung gegeben hatte, daß er sicherlich mit letzterem Mittel sein Ziel erreichen würde.

Nach einiger Zeit unternahm der Stabsarzt eine Reise nach Mac-Mahon, 170 Kilometer südlich von El Golea. Da Biga seinen Protektor begleiten durfte und Muhamed es erfahren hatte, beschloß dieser, in Mac-Mahon sein Glück zu versuchen. Aber auch da war nichts auszurichten; enttäuscht kehrte er nach El Golea zurück.

Seit jener Zeit scheint er seine Versuche endgültig eingestellt zu haben. Solche und ähnliche Geschichten beweisen aber, vor welchen Manövern die Schambas und Tuaregs nicht zurückschrecken, um die Opfer, die wir mit Mühe der Sklaverei entrissen haben, wieder ihrem nicht beneidenswerten Lose zuzuführen.

P. A. Bellard.

Türkische Hochzeitsgebräuche.

Der ferne Orient ist immer noch romantischer Wunder voll, wenn sich freilich auch bereits im Lande des Propheten moderne Einflüsse bemerkbar machen mögen. Wie welkenfern im Grunde die wichtigsten Grundbedingungen des Lebens in der Türkei noch von den unseren verschieden sind, das beweist ein Blick, den P. Kijal in einem Artikel der „Revue“ auf die Formen der Werbung, Heirat und Ehe bei den modernen Mohammedanern wirft. In seltsamen und originellen Zeremo-

nien spiegeln sich hier die eigentümlichen Beziehungen und Verhältnisse wider, die im Reiche des Sultans zwischen Mann und Frau bestehen. Der junge Mann, in dem sich das Verlangen regte, eine Frau zu nehmen, hat nicht das Recht, sie sich selbst auszuwählen. Wollte er diesen kühnen und fast frevelhaften Versuch machen, er würde auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Die türkische Frau zeigt sich nur verhüllt den Augen der Männer und ein undurchdringliches Geheimnis heiliger

Scheu umfließt ihre Erscheinung. Der junge Mann ist also auf den Geschmack und die Zuverlässigkeit seiner Mutter oder meist anderer weiblicher Verwandten angewiesen. Er darf erst die Züge der Erwählten betrachten, wenn sie bereits seine Frau geworden.

An einem schönen Morgen besuchen die weiblichen Anverwandten verschiedene Häuser, in denen es junge Mädchen gibt. Die „Sorudjis“ (Beschauerinnen) treten mit der nötigen Würde des feierlichen Anlasses auf und lassen die errötenden jungen Mädchen der Reihe nach an sich vorbeibefehlern. In kleinen Tassen wird Kaffee gereicht und unter dem tiefen Stillschweigen ihrer Opfer betrachten sie jedes einzelne mit sachkundigen Blicken, zergliedern ihre Schönheit und diskutieren in langen Gesprächen, während sie behaglich das heiße Getränk schlürfen, die Aussichten, die eine jede hat, und das Glück, das ihr durch die Ehe zuteil werden wird. Sind die „Beschauerinnen“ sich endlich über eine Schöne einig geworden, dann teilen sie es sogleich der Mutter oder dem Vater mit und die beiderseitigen Eltern schließen dann sofort den Heiratsvertrag. Die Brautgeschenke werden gewechselt; das junge Mädchen empfängt ein paar Ohrringe, einen Ring, eine Brosche oder, wenn es ganz einfache Leute sind, ein Paar Schuhe und ein Stück Stoff; sie läßt dem Bräutigam ebenfalls ein kleines Geschenk übermitteln. Dann erst beginnen die eigentlichen Hochzeitsgebräuche. Nach einiger Zeit schreitet man zu der Zeremonie des „Nikah“, der offiziellen Heirat nach den religiösen Vorschriften. Die beiden Brautleute erwählen jedes einen „Bekil“, einen Stellvertreter und diese beiden Abgesandten verhandeln formell über das Hochzeitsgut, das der Bräutigam der Braut aussetzen wird. Faktisch ist dieses Hochzeitsgut bereits längst

von den Eltern festgesetzt, aber „nach Allahs Befehl und Anleitung des Propheten“ beginnt nun noch ein regelrechter Handel. Der „Bekil“ der Braut fordert einen ungemessenen hohen Preis, auf den der „Bekil“ des Bräutigams mit einer lächerlich niedrigen Summe antwortet. Ein Feilschen beginnt hin und her, die Angebote fliegen Schlag auf Schlag, eines das andere übertrumpfend, eine große Erregung bemächtigt sich der beiden, sie schreien und schimpfen, bis sie sich schließlich in der Summe einigen, die bereits vorher festgesetzt wurde.

Dann tritt der „Imam“ (Priester) zu ihnen, spricht ein langes Gebet und segnet sie: „Allah sei gnädig eurer Verbindung und schenke euch eine reiche Nachkommenschaft. Lebt in Frieden, liebt euch und seid glücklich!“ Die „Bekils“ melden dann das Ergebnis dieser heiligen Handlung den beiden Brautleuten, die dabei nicht zugegen sind. Die bei dem „Nikah“ anwesenden Verwandten halten während des Gebetes ihre Hände weit geöffnet, „damit das Geschick die seinigen öffne und seine Wohltaten auf die beiden Gatten ergieße“. Nach der Zeremonie bringt der Diener ein Kohlenbecken, auf dem Weihrauch verbrannt wird. Jeder der Anwesenden nähert sich dem Becken, zieht mit der Nase den wohlduftenden Rauch ein und ruft dazu mit lauter Stimme: „Gott gebe seinen Segen“. Darnach beginnt die lange Reihe der eigentlichen Hochzeitsfeste. Die Ausstattung der Braut wird in feierlichem Zuge nach der Wohnung des Bräutigams getragen. Stämmige Träger haben auf dem Rücken Möbel, Koffer und Polster geladen; in Körben ruht die duftige Wäsche, der kostbare Schmuck. Hinter ihnen schreitet die ganze Zahl der Verwandten, Freunde und Nachbarn. Eine schrille und eintönige Musik von Flöten und Trom-

meln erklingt zu der Überführung des „Djezag“, der Ausstattung. Bisher haben allein die „Beschauerinnen“ die Braut gesehen. Die anderen Verwandten des Bräutigams kennen sie noch nicht, sie wird ihnen nun während des „Tschengui“ vorgestellt. Zur Geige und Harfe tanzen die Eingeladenen und unter sie tritt die Braut, um ihre künftige Familie kennen zu lernen. Nur der Bräutigam ist fern.

Dann folgt der merkwürdige Brauch, durch den das junge Mädchen die eigentliche Weihe der Gattin erhält, das sogenannte „Henna“. Die männlichen Verwandten der Braut, die Brüder, Onkel, Vettern und Neffen, vereinigen sich in einem Teile des Hauses um den Vater, während die Mutter mit den eigentlichen Verwandten sich in einen anderen Teil der Wohnung zurückzieht. Die junge Frau begibt sich zunächst zu den Männern und iszt zum letzten Mal an der väterlichen Tafel. Alle ihre Lieblings Speisen werden ihr dargebracht und unter den fröhlichen Späßen und den gutmütigen Liebenswürdigkeiten der Brüder und nahen Freunde labt sie sich zum letzten Male an all den süßen und leckeren Sachen, die sie während ihrer Mädchenzeit so gern gehabt. Nach dem Mahle wird sie zu den Frauen geleitet, die ihr die Behen und die Fersen mit Henna bemalen; dann kehrt sie zu den Männern zurück und nun werden ihr die Finger, die Handflächen und die Augenlider mit der gleichen Substanz bestrichen.

Dann folgt das „Cochatma“, das Fest der ganzen Familie, bei dem getanzt, gesungen und jubiliert wird und bei dem die Braut durch einen grotesken, fast komischen Kriegstanz gegen die böse Macht der „Dschins“ gefeit wird. In einem Freitag erfolgt dann der „Zefaf“, die Einführung der Braut unter das eheliche Dach in Abwesenheit des Gatten, der erst nach Sonnenuntergang eintreten darf, nachdem er in der Moschee seine bestimmten Gebete verrichtet hat. Die Braut erhält drei gelinde Stöße in den Rücken, während sie die Schwelle überschreitet und wird mit Geldstücken beworfen, damit ihr stets Reichtum und Segen nachfolge. Am Abend erst treten sich die beiden Gatten endlich gegenüber; an einer kleinen Tafel im Hochzeitsgemach essen sie die erste Mahlzeit, die aus zwei gebratenen Tauben, einem Männchen und einem Weibchen besteht, den Symbolen der Treue und der ehelichen Liebe. Die Braut läßt nun ihre Schleier fallen, aber sie muß noch ein kurzes Stillschweigen bewahren; dann erst sind alle Bräuche vollendet. Doch die Ehe, die auf so komplizierte Weise geschlossen wurde, dauert nur so lange, als es „Allah gefällt“, oder vielmehr, so lange die Liebe und Laune des Gatten andauert. Beliebt es ihm, die Bande wieder zu lösen, so darf er nur das inhaltschwere Wort sagen: „Bochaltim!“ (Ich verstoße sie), und er ist aller Banden los und ledig.

Schwarze brave Kinder.

Die christlichen Kaffernkinder könnten in gar manchen Stücken den europäischen Kindern zum Vorbild sein. Wie oft kommt es nicht vor, daß europäische Kinder mit dem Essen nicht zufrieden sind und murren. Die

Kaffernkinder sind aber oft froh, wenn sie Mäusfleisch oder Regenwürmer auf den Tisch bekommen. Die Hauptnahrung ist hier der Maisbrei, doch wird derselbe höchst einfach zubereitet. Der Mais wird gemach-

len und samt und sonders in einen Kessel gegeben, darin gekocht und fleißig umgerührt, bis es einen Brei gibt. Das ist unsere Kinderspeise. — Brot, recht schwarzes Brot, ist schon eine große Seltenheit. Wenn eines unserer bekehrten Kinder ein Stücklein Brot als Belohnung bekommt, so klein wie die Handfläche, was tut's damit? Das Kind ißt das Brot nicht allein, sondern macht so viele Teile, als Kinder da sind, auch wenn deren noch so viele wären; es wird so lange mit den Fingernägeln geteilt, bis jedes etwas bekommt. Sind das noch Wilde?

Die Kinder gehorchen. In der Schule sind nicht bloß achtjährige, sondern sogar zwanzigjährige Kinder. Da kann es nun oft vorkommen, daß die Schwester, welche den Unterricht erteilt, in der ganzen Woche wenigstens nur auf den Tisch zu klopfen braucht, um Ruhe und Aufmerksamkeit herzustellen.

Kommt ein Kind das erstemal zur Schule, dann weiß es meistens nicht, was es tun soll. Aber gleich nimmt sich ein Kind um den Ankömmling an und wird sein Schutzengel. Es ist rührend zu sehen, wie ein achtjähriges Kind ein zwanzigjähriges belehrt und ihm vorspricht: A, B, C usw. Die größte Strafe ist es, wenn der Lehrer oder die Lehrerin den Fehler dem Missionär anzeigen will. Da hört man oft: „Ich will jede Strafe erdulden, aber nur nicht dem Vater, d. i. dem Missionär, es sagen. Ich will den guten Vater nicht betrüben.“

Der Unterhaltung der Kinder mußte ich wenn möglich immer beiwohnen. Kam ich nicht, so galt dies als arge Strafe. Was taten sie dann? Bei meiner Türe begannen sie zu singen. Beim ersten Lied blieb ich hart und auch beim zweiten. Aber beim dritten sang ich selber mit. Dann ging der Jubel los, sie sprangen voll

Freude herum und riefen: „Wir wollen unsern guten Vater nicht mehr betrüben.“

Die bekehrten Kaffern sind auch gewissenhaft. Um jeden Unfug fernzuhalten, dürfen die Kinder nach dem Abendgebete nicht mehr sprechen; wer spricht, bekommt am nächsten Tag einen Streich auf die Hand. Was geschah? Wiederholt kamen am Morgen Knaben oder Mädchen zur Lehrschwester und sagten: „Schwester, gib mir vier Streiche.“ — „Warum?“ — „Ich habe gestern abends nach dem Nachtgebete noch vier Worte gesprochen.“

Die Schwestern, welche mit der Erziehung der Kinder und Krankenpflege sich beschäftigen, stehen auch bei den Heiden in großem Ansehen. Selten wird einer Missionschwester von den rohen Heiden ein Leid angetan. Die Wilden sprechen vielmehr stets mit Hochachtung von den Missionschwestern.

Daß die bekehrten Kaffern auch ein gutes Herz haben, erfuhr ich gelegentlich einer Muthilfe auf einer anderen Missionsstation. Mein Pferd wurde durch eine Anzahl schwarzer Schweine sehen und rannte in wildem Galopp gerade einem Sumpf entgegen. Ich riß das Pferd rechts herum, dabei machte das Pferd einen Satz, ich kam auf einen Stein zu Falle und verwundete mich dabei schwer.

Ich hatte nur noch einen Blick in jene Richtung geworfen, nach welcher das Pferd enteilte. Zwei Stunden lag ich da. Als ich aufstehen wollte, konnte ich nicht. Auf Händen und Füßen schleppte ich mich endlich zum nächsten Kraal; der Weg betrug sonst zehn Minuten, diesmal brauchte ich zwei Stunden. Ich war so elend, daß ich nicht mehr in die Hütte kam, sondern vor der Hütte blieb ich auf einem Reisighaufen liegen. Ich schickte einen Burschen in die Missionsstation. Bald hörte ich Pferdegetrappel und hob den Arm in die Höhe. Da

hörte ich den Ruf: „Der Vater ist noch nicht tot, er hat seine Hand erhoben.“ Einer der zwei Burschen, die geschickt wurden, mich aufzusuchen, sagte: „Nicht wahr, Vater, ich bekomme ein Bild, ich bin der erste, der zu dir kommt.“ — Mit einem Wille kann man dort selbst einen Erwachsenen große Freude machen. — „Nein,“ sagte der andere, „ich; ich bin vorhin über einen Graben gefallen und nur dadurch ist dieser mir vorgekommen.“ „Ihr bekommt beide Bilder,“ beschwichtigte ich sie. Nun wollte mir jeder sein Pferd geben und rühmte dessen Vorzüge. „Ich kann gar keines brauchen,“ sagte ich. „Ich bin verwundet.“ „Was,“ riefen beide in ihrer Aufrichtigkeit, „hast du nicht neulich so eindringlich zu uns gesprochen: Man soll sich überwinden! Überwinde dich nun auch!“ Endlich sahen sie, daß ich nicht aufs Pferd steigen könne. „Was sollen wir nun machen?“ fragten sie mich. „Du eilst dem durchgebrannten Pferde nach,“ sagte ich dem einen und zeigte ihm die Richtung, in der es entflohen, „und du holst Leute von der Missionsstation,“ sagte ich zum anderen Burschen. Doch diese kamen schon, einer nach dem anderen daher gelaufen. Da ich mit einem Zaumpfahl versucht hatte, mich zu erheben, riefen sie: „Halt, Vater, bleib nur, wir wollen dich tragen.“ Man brachte eine Art Armsessel aus Stroh und setzte mich hinein. Aber da kam ein Graben und da sie die Kommandorufe, die einer gab, allzu rasch ausführten, flog ich

aus dem Armsessel heraus, in den Graben hinein und zerschchnitt mir dabei an dem scharfen rauhen Schilfrohre Hand und Gesicht. Das sahen drei Heiden und lachten. „Was, ihr könnt dazu lachen,“ schrien meine Träger und wollten auf sie losgehen. „Halt,“ wehrte ich sie ab, „die lachen nur, weil ihr mich in den Graben geworfen.“ Nun setzte ich mich nicht mehr in den Korb, sondern ließ mich abwechselnd von je zwei Männern tragen. In der Nähe der Kirche angelangt, hörte ich das Kommando: „Alle heraus!“ Da traten eine Menge Neger aus dem Gotteshause; sie waren gleich dorthin geeilt bei der Kunde von dem Unfall, der mich getroffen, und beteten den Rosenkranz, daß ihr Vater ja nicht sterbe. Alle eilten auf mich zu und riefen: „Sieh, Vater, sobald wir hörten, daß du vom Pferde gefallen und dir recht weh getan, sind wir in die Kirche gegangen, um zur Mutter Gottes zu beten, daß sie unseren guten Vater nicht sterben lasse.“

Vor dreißig Jahren wußten diese Leute weiter nichts als Raub und Mord. Und heute? Das ist die Macht der katholischen Lehre.

O möge doch das Licht des wahren katholischen Glaubens noch recht vielen dieser armen Heiden leuchten, um aus ihnen gute Christen zu bilden. Betet deshalb fleißig für die Befehrung der Heiden und helfet nach Kräften den armen Missionären.

Der Vogelnestflammler.

Gottes wunderbarer Vorsehung stehen unzählbare Wege und Mittel zu Gebote, um die aufrichtigen Seelen an sich zu ziehen und zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen.

Nächstehendes Ereignis wurde uns von einem durchreisenden Bischöfe erzählt, in

dessen Sprengel es geschah und der hierüber genaue Erkundigungen einzog.

Dao, der Chinese, dessen Geschichte wir hier erzählen, war ein herzensguter Mensch. Obwohl ein Heide, handelte er dennoch in allem so, wie er es in seinem

Gewissen als recht erkannte. Allen Gewohnheiten der heidnischen Chinesen entgegen, (beobachtete er gewissenhaft) das 7. Gebot und flözte auch seiner Frau und seinen Kindern einen aufrichtigen Abscheu gegen Unredlichkeit und Ungerechtigkeit ein. Durch eine gefährliche und mühevollen Arbeit verdiente er sich das zum Leben Notwendige, er sammelte Schwalbennester. Die chinesischen Feinschmecker schätzen, wie jedermann weiß, diese eßbaren Nester sehr hoch und betrachten sie als die nahrhafteste und köstlichste Speise. Es sind die sogenannten Salanganennester in Südostasien und auf den südasiatischen Inseln ein geschätzter Handelsartikel; sie sind hergestellt aus einem Sekret, der besonders zur Brutzeit sehr reichlich fließenden Speicheldrüsen dieses Vogels.

Yao arbeitete fleißig und so lebte seine Familie in Frieden und Eintracht. Eines Abends jedoch kam er mit entstellten Zügen nach Hause und warf sich auf das Bett, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Zwar erfaßten seine Söhne sofort alles, was ihnen in die Hände fiel und suchten durch einen ohrenbetäubenden Lärm den angeblichen bösen Geist, der ihren Vater plagte, zu verschrecken. Allein umsonst! Der Tod ließ sich durch derartige Aufführungen nicht heirren und durch das Geschrei und die Bitten der Familie nicht abschrecken. Nach einigen Tagen schweren Leidens, für welches die Veranstaltungen der Söhne keine Linderung sein konnten, so sehr sie selbst auch davon überzeugt sein mochten, starb Yao an dem Übel, welches er sich durch unaufhörliche Arbeit und Strapazen jeglicher Art zugezogen hatte.

Nun hielten die Söhne in ihrem Konzerte inne, wuschen den Leichnam, zogen ihm die schönsten Kleider an und legten ihn in den Sarg, der schon seit langem bereit stand und der kostbarste Gegenstand im Hause war.

Das Leichenbegängnis wird in China erst einige Tage nach dem Todesfall gehalten. Bis dahin bleibt der Tote mit großem Pompe umgeben ausgestellt und erhält die Besuche und Ehrenbezeugungen der Freunde und Verwandten nach dem Aussprüche des Konfuzius: „Man muß den Verstorbenen dieselben Ehren erweisen, wie wenn sie noch am Leben wären!“ Der älteste Sohn hält sich in der Nähe des Sarges hinter einem Vorhange verborgen. Kommt ein Besucher, so muß er sein Versteck verlassen und an Stelle des Toten die Begrüßungen erwidern. Auf der entgegengesetzten Seite singen Wittve und Kinder des Verstorbenen die Klagelieder.

Endlich brach der für das Begräbnis festgesetzte Tag an. Viele Verwandte und Freunde hatten sich schon in den ersten Stunden des Tages versammelt. Sie wollten noch einmal die Züge des Verstorbenen sehen und dann der Beerdigung beiwohnen.

Alles war hiezu bereit. Die Musiker stimmten schon ihre Instrumente, die Klagefrauen versuchten ihre rührendsten Töne und Gebärden.

Ehrfurchtsvoll näherte sich der älteste Sohn der Leiche, denn er mußte den Deckel auf den Sarg legen. Da plötzlich prallte er entsetzt zurück. Totenbleich, wie festgewurzelt standen die Anwesenden, deren Knie vor Schrecken zitterten. Der Tote richtete sich auf und rief: „Halt! . . . Halt ein, mein Sohn!“

Es entstand nun ein großer Tumult. Die einen stürzten schreiend aus dem Hause, andere sanken in die Knie. Die Frauen bedeckten mit den Händen das Gesicht, um das Antlitz des Totgeglaubten nicht mehr sehen zu müssen, aus dessen Blicken eine unnennbare Angst sprach. Die Frau des Yao möchte so gerne sich in seine Arme werfen, aber ihre Füße wollen sie

nicht tragen und die Kehle ist wie zuge-
schnürt. Nicht einen Ton kann sie hervor-
bringen. Der älteste Sohn jedoch steht be-
wegungslos wie ein Steinbild und hält
den Blick unverwandt auf seinen Vater
gerichtet. Er kann sich noch nicht fassen und
weiß nicht, ob er träumt oder ob er den
Verstand verliert.

Neuerdings erschallt die Stimme des
Totgeglaubten: „Ich habe einem großen
Gerichte beigewohnt. Man hat gesagt, ich
sei zu gut, um zur Linken gestellt zu wer-
den, aber es fehle mir auch das Zeichen,
mit welchem man denen zur Rechten bei-
gestellt wird und das nur die Christen ge-
ben können.“

Mit diesen Worten stieg er aus dem
Sarge heraus, in welchen ihn Verwandte
und Freunde eben für immer einschließen
wollten.

Er hat alle Geladenen, sich zu entfer-
nen. Gerne folgte man seiner Weisung,
denn alle waren froh, den Ort zu verlassen,
wo sie einen so großen Schrecken ausge-
standen hatten.

Dann beruhigte er seine Frau und seine
Kinder. Das war bald geschehen. Die an-
fängliche Furcht verwandelte sich in un-
sagbare Freude. Alle schmiegteln sich froh-
lockend an den teuren Wiedergegebenen.

Dao aber vergaß nicht, was er, sei es im
Traume, sei es in einem starrkrampfähn-
lichen Zustande gesehen hatte. Ohne Ver-
zug wollte er das Zeichen suchen und sich
erringen, das nur die Christen geben
können.

Er machte sich sanft los von den Um-
armungen seiner Angehörigen und ging in
seinem Festgewande auf die Suche nach
einem Christen.

Dao hatte nie einen Christen gesehen. In
seinem Dorfe hatte noch niemand die
„frohe Botschaft“ verkündet. Aber der red-
liche Chinese dachte, es werde wohl nicht

schwerer sein, einen Christen zu finden als
die Salanganen-Nester, welche er von den
wild zerklüfteten Felsenspitzen mit Gefahr
seines Lebens herabholen mußte. Er ging
immer geradeaus. Von Zeit zu Zeit er-
kundigte er sich, ob nicht in der Umgebung
ein Christ wohne. Die einen gaben ihm
höflich Bescheid, andere gingen achselzuck-
end weiter. Er aber ließ sich nicht entmu-
tigen und dachte nur, wie er das Zeichen
des Heiles erlangen könne.

Nach mehreren Tagereisen erfuhr der
Chinese, daß in einem 60 Stunden weit
entlegenen Dorfe ein Katechist wohne.
Sich erfreut eilte er über Berg und Thal zu
dem bezeichneten Dorfe. Kaum hatte man
ihm die Wohnung des Katechisten gezeigt,
so begab er sich dorthin, warf sich vor dem
Manne auf die Knie und bat: „Christ,
ich bitte dich um dein Zeichen!“

„Was für ein Zeichen?“ fragte der
Christ und schaute mit Staunen auf den
Mann zu seinen Füßen, dessen kostbare
Gewänder mit Staub bedeckt waren, wie
die eines von weiter Ferne gekommenen
Reisenden.

Zitternd vor innerer Bewegung erzählte
Dao, was vorgefallen war. Er sprach mit
solcher Aufrichtigkeit und Überzeugung,
daß der Katechist an der Wahrheit seiner
Rede nicht zweifeln konnte.

Doch durfte er auch nicht unflug han-
deln und mußte den Chinesen zuerst in der
heiligen Religion unterrichten. So mußte
denn der brave Dao Geduld üben und ler-
nen. Er tat es mit Feuereifer. Je besser
er die Geheimnisse der heiligen Religion
verstehen lernte, desto mehr stieg seine Be-
wunderung und sein Verlangen, mit Eifer
und Liebe dem Gott zu dienen, der ihn
auf so wunderbare Weise an sich gezogen.

Endlich kam der heißersehnte Tag, an
welchem unser glücklicher Chinese die hei-
lige Taufe erhielt. Die Gnade des Sakra-

mentes machte Jao zu einem unermüdlichen Apostel. Er kehrte in sein Dorf zurück, unterrichtete vorerst seine Frau und Kinder, dann seine entfernten Verwandten, seine Freunde, und endlich die andern Dorfbewohner, zweihundert an der Zahl. Wer hätte auch dem liebevollen, begeisterten Eifer des guten Jao widerstehen können.

Für die einigen wenigen, die ihr Ohr und Herz verschlossen, galt wohl das Wort des Herrn: „Wenn auch einer von den Toten auferstünde und zu ihnen redete, sie würden ihm dennoch nicht glauben!“

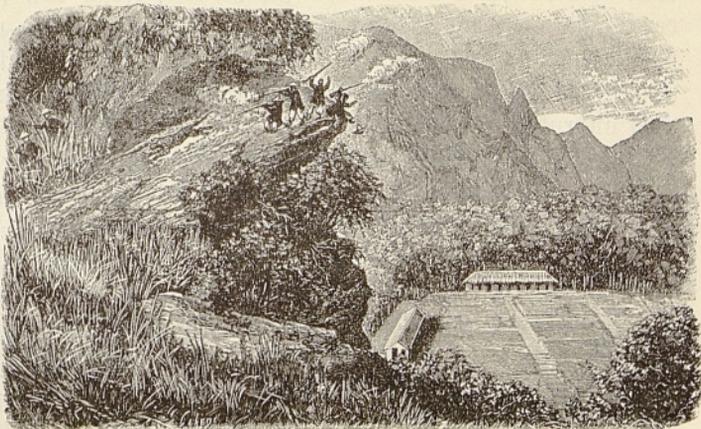
Zwei Jahre später starb Jao. Diesmal trug er nicht nur das Zeichen der Christen, er konnte auch dem ewigen Richter alle durch seine Bemühungen geretteten Seelen vorstellen. Wohl mag der Herr ihm gesagt haben: „Komm, Gesegneter meines Vaters! nimm Besitz von dem Reiche, das dir vom Anbeginne der Welt bereitet ist . . . denn ich war durstig, mich dürstete nach dem Heil der Seelen, für die ich mein Leben hingegeben habe und du hast dazu beigetragen, mir viele derselben zu retten . . . Geh' denn ein in die Freude deines Herrn! . . .“

Kindeseinfalt.

Erlebtes und Erzähltes von Schwester Engelberta.

Eine unserer Missionsstationen von Marianhill ist der lieben Mutter Gottes von Altötting geweiht, und es befindet sich auch zur Freude der schwarzen Schulkinder eine schöne Statue der lieben Gottesmutter, mit dem schwarzen Jesulein auf dem Arme und das goldene Zepter in der Hand, auf dem Seitenaltar in der trauten, schmucken Kapelle. Als Lehrerin daselbst machte ich es den lieben, guten Kindern zur frommen Gewohnheit, jedesmal nach Tisch die liebe Mutter Gottes zu grüßen, was sie auch treu befolgten.

Ein kleiner, fetter Knirps, der etwa sechsjährige Wilhelm, vulgo „Bräumeister“, wie er von unseren lieben Schwestern wegen seiner Beleihtheit genannt wurde, machte mir besonders Freude. Er war jedesmal der Erste, obwohl er kaum die Türklinke der Kapelle erreichen konnte;



Eine Tigerjagd.

denn seine Ärmchen waren eben auch wieder zu kurz und zu — rund. Ich staunte daher nicht wenig, als eines Tages sein größeres Schwesterchen Anna zu mir kam und meldete, daß Willi nicht in die Kirche komme, sondern weinend vor der Tür stehe. Auf die Frage, ob er denn heute nicht hineingehen wolle, antwortete er mit einem kräftigen: „Ja, aber ich fürchte mich

so sehr!“ Man brachte den kleinen Jungen endlich her, und nun fragte ich eindringlich um die Ursache seiner schrecklichen Angst vor der lieben Mutter Gottes. „Ich habe heute kein reines Herz, und das liebe Jesulein weiß ja auch, daß ich — daß ich — ich Müsse gegessen habe dort — dort — oben am — Speicher, die Mutter Gottes wird mich mit dem goldenen Stock schlagen heute,“ war die zitternde und stotternde Antwort des kleinen Sünders.

Bei dieser Gelegenheit kam ich darauf, daß die Kleinen unter sich öfter so sprachen und fest glaubten, die Statue lebe. Nachdem ich ihnen die nötige Aufklärung gegeben hatte, lachte ein anderer kleiner Junge und meinte: „Jetzt ist's mir klar; ich dachte schon lange, die müsse doch vom vielen Stehen recht müde und hungrig werden; aber da hat die Sara mir gesagt, in der Nacht, wenn wir alle schlafen, da kommen die Engeln und bringen ihnen himmlische Speise, und nachher werden sie auch ausruhen.“

Diese genannte Sara war ein ungefähr siebenjähriges Kind, erst einige Wochen in der Schule, mit weichem, empfänglichem Gemüte; sonst ein recht kluges, talentvolles Mädchen, galt sie bei den sämtlich noch kleinen Kindern als Lonangeberin. Die Religionsstunde war ihr das Liebste; da saß sie, die dunklen Augen fest und unverwandt auf mich gerichtet, und man konnte die Gefühle und Rührung bei Erklärung des Leidens Christi auf ihrem Gesichtchen lesen. Den Eintritt in die Schule mußte sich Sara bitter erkämpfen. Ihre Eltern, hartnäckige Protestanten, wehrten sich dagegen, ja sie schlugen sie vor unseren Augen und wollten sie mit Gewalt fortnehmen. Ich und wir alle, welche die Kämpfe des armen Kindes mit ansehen mußten, staunten ob ihrer Willenskraft und fürchteten zugleich, daß sie am Ende

doch den Bitten ihrer jammernden Mutter, welche Sara unendlich zu lieben schien, nachgeben werde. Nach langem Hin- und Herstreiten jagte die Mutter des Kindes: „Wenn du nicht mit mir gehen willst, dann wisse aber auch, daß du keine Mutter mehr hast!“ — Offenbar hoffte das Weib, so das weiche Gemüt ihres verständigen Töchterchens zu bewegen. Lange schwieg Sara still, und wir waren gespannt, was sie nun sagen werde. Da endlich blickte sie ihre Mutter mit Tränen in den Augen und sprach leise, aber fest: „Wenn du mich verlassen wirst, ich habe dennoch eine gute Mutter; meine Mutter ist Maria!“ Mit einem zornigen Aufschrei lief das protestantische Weib hinweg; Sara aber ging in die Kapelle und weinte sich vor der Statue der Lieben Frau von Mt=Stting aus. Bald darauf trat sie zu mir in die Schule, ganz heiter und friedlich — sie hatte ja eine liebe Mutter Maria.

Wo der Geist von oben weht, wo dieser sich zum Leiter der menschlichen Taten macht und wo der Mensch sich seiner Leitung vollkommen anvertraut, müssen die Wirkungen groß sein. Eine solche Seele ist gleich einem Schiffe, das nicht wie andere, ängstlich und langsam nach Kompaß und Karten, mit Rudern und Mühseligkeiten, seinem Ziele entgegengeführt wird, sondern welches mit gespannten Segeln, vom günstigen Winde ergriffen, dahinschwebt über die Wellen wie der abgeschossene Pfeil nach dem Ziele.

*

In unserer Nachbarschaft befinden sich einige protestantische Kaffern, die uns mehrere ihrer Kinder zur Erziehung überließen, da sie sahen, wie uneigennützig wir uns der Kinder annehmen. In der Hoffnung, dieselben für den katholischen Glauben zu gewinnen, nahmen wir auch diese

Kinder auf. Eines dieser Mädchen erhielt bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier ihrer Schwester ein Paar Gummischuhe, die ihre Eltern wahrscheinlich von einem Engländer bekommen hatten. Schuhe überhaupt sind bei unseren Mädchen eine Seltenheit, Gummischuhe aber hatten sie noch nie gesehen. Voll Neugierde staunten sie daher über dieses sonderbare Leder, wie sie es nannten. Ich erklärte ihnen, daß solche Schuhe eigentlich nur Überschuhe seien, die man bei schlechtem Wetter anzieht, um Zeugstiefel usw. vor Schmutz zu schützen. „Was?“ warf Margareta drollig ein, „gibt es denn jenseits des Meeres (wie sie Europa heißen) auch Schmutz? Sie hatte einen so hohen Begriff vom Lande der Weißen, daß sie meinte, es gäbe daselbst gar keinen Schmutz.“

Im Religionsunterrichte habe ich auch Knaben zu unterrichten. Als ich einen derselben, der sich auf die heilige Taufe vorbereitet und nichts sehnlicher wünscht, als recht bald dieses Glückes theilhaftig zu werden, längere Zeit nichts fragte, kam er eines Tages ganz traurig zu mir und sagte: „Nkosazana (d. h. Schwester), ich sehe, daß du mich nicht liebst. Du fragst mich schon lange nichts mehr während der Religionsstunde, und ich möchte doch bald getauft werden. Ja gewiß, ich möchte ein Kind Gottes sein! Du aber willst mich in der Gewalt des bösen Feindes (ebumnyameni buka Satane) lassen. O, frage mich doch, damit ich dir zeigen kann, daß ich recht aufmerke, um den bösen Feind loszubringen!“

Die Missionsgabe einer blinden Jungfrau.

Eine fromme, blinde Jungfrau brachte ihrem Seelsorger dreißig Gulden als Missionsalmosen. Der Priester, erstaunt und gerührt ob solchen Opferfinnes, sagte:

„Nein, Kind, das kann ich nicht nehmen. Dreißig Gulden sind zu viel für dich. Du bist nicht imstande, solche Almosen zu geben; du bist arm, da tut es auch weniger.“

„Ich bitte, weisen Sie es nicht ab. Zwar bin ich blind, aber doch nicht so arm, daß ich kein Almosen zu geben brauchte. Wenn Sie gestatten, will ich Ihnen zeigen, daß ich diese Summe auf leichtere Art erübrigt habe wie ein Mädchen mit gesunden Augen.“

Noch mehr verwundert, antwortete der Geistliche: „Nun, so laß hören; ich will doch sehen, wie diese dreißig Gulden zusammengelegt wurden.“

„Sie wissen, ich bin eine Korbmacherin,“ begann die Blinde. „Da ich nicht sehe, kann ich bei Nacht ebenso gut Körbe

flechten wie beim hellen Tage. Ich spare so das Licht, was während des Winters leicht dreißig Mark gekostet hätte. Andere Mädchen verwenden noch einen guten Teil ihres Geldes für Fuß, Kleiderpracht und Vergnügen. Das alles hat für mich keinen Reiz, und Gott sei Dank sündige ich auch dadurch nicht. Wenn ich das noch dazurechne, so finde ich, es sei wenig, was ich gebe. Ich habe hier noch zehn Gulden in der Tasche. Haben Sie doch die große Güte und legen Sie diese noch dazu.“

„Nein, unmöglich!“ rief der Priester. Doch die barmherzige Blinde wußte durch anhaltendes Bitten sein Widerstreben zu besiegen. Und als sie alles hingegeben hatte, meinte sie: „So, jetzt ist es mir wohl ums Herz.“ — Wenn diejenige, die Gott kennt und nur leiblich blind ist, denjenigen gibt, welche geistig blind, also viel unglücklicher sind, dann freuen sich die Engel im Himmel. (Bl. Afrika-Bibliothek.)

Ein unerwarteter Gast.

Es ist Nacht; die Spielstunde der kleinen Schwarzen, die sich in der Mission zum Priesterstande vorbereiten, ist zu Ende, das Abendgebet ist gesagt; noch einmal erheben sich ihre Stimmen, um den Schutz der heiligen Familie herabzuflehen, und dann ist es still, als wäre die Missionsstation ganz leer — kein lebendes Wesen läßt sich mehr hören.

In der Ferne vernimmt man noch durch einige Zeit den Gesang der Wilden mit dem ihre Tänze begleitenden, eigentümlichen Händegeklatsch, aber bald herrscht auch da tiefes Schweigen, nur zuweilen gestört durch den Schrei eines Affen, eines Wolfes oder eines Schakals. Die Tigerkatze schleicht um die Wohnungen, ja selbst Spuren eines Löwen waren kürzlich in der Nähe der Mission zu bemerken. Manche hatten sogar seine großen Augen im nächtlichen Dunkel wie Funken glühen gesehen. Man fürchtete sich, in später Stunde über den Hof zu gehen, denn Gewatter Löwe fragt nicht lange, wenn er jemanden davontragen will, und unsere kleinen Neger verspürten gar keine Lust, dem König der Wälder Afrikas als Leckerbissen zu dienen. Eines Tages waren Greuelthaten des gefürchteten Raubtieres erzählt worden; da hatte es einen unglücklichen Menschen getötet, dort ein armes Tier gestohlen, anderswo hatte es seine Beute zurücklassen müssen, weil ihm mutige Jäger nachgestellt hatten. Kurz, unsere Kinder waren so erfüllt von all dem Gehörten, daß sie sich selbst im Schlafe damit beschäftigten. So unrecht haben sie wohl nicht, ihn zu fürchten, die Gefahren sind groß, wie wir sogleich sehen werden. Sagt man doch: „Wenn man den Wolf nennt, kommt er g'rennt.“ So geschah es auch diesmal. Die Nacht war vorgeschritten, es schlug 11 Uhr. Die meisten

Kinder schliefen, den Rosenkranz noch in den Händen; vielleicht waren sie im Traume in ihrem Heimatdorfe bei Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern, oder sie wohnten einer Schlacht bei, oder weideten die Herden. Einige glaubten vielleicht, das Blitzen der schrecklichen Löwenaugen zu sehen. Andere, noch wachend, verkrochen sich unter ihre Decken und trachteten, der Furcht los zu werden.

Aber man hatte doch nicht umsonst daran gedacht! Im Augenblick, in dem man sich am wenigsten erwartet, ertönt das Klirren gebrochener Fensterscheiben und weckt alle Seminaristen; ein Schrei des Entsetzens entringt sich aller Brust, man stirbt fast vor Angst. Er ist da! er ist da! der gefürchtete Löwe, er will zum Fenster herein, er hat mit seinen Pranken zwei Scheiben zertrümmert. Die Kinder sind in atemloser Aufregung — der Vater Direktor eilt herbei, die Türen und Fenster verrammeln zu lassen, damit der Löwe, den zwar noch niemand gesehen hat, nicht eindringen könne. Man lauert — aber niemand wagt sich hinaus, denn in seine Krallen zu geraten, wäre der sichere Tod. Doch so sehr man auch ausschaut, er ist nicht zu sehen, und doch sind die Scheiben eingedrückt worden. Er wird wohl entflohen sein, wir kommen diesmal noch mit dem Schrecken davon — welch ein Glück! Endlich entschliefet man sich, nicht ohne Mühe, sich wieder zur Ruhe zu begeben. Sie haben wohl recht, die armen Kinder, noch zu zittern, denn das Raubtier ist nicht weit — sie werden es wiedersehen, und dann wird es heißen, mutig zu sein! Es ist 5 Uhr, der Tag bricht an, und unsere guten Seminaristen, glücklich, der Gefahr entronnen zu sein, springen munter von ihrem Lager auf, indem sie freudig

dem „Benedicamus Domino“ antworten. Rasch angekleidet, sind sie eben im Begriff, sich zum Brunnen zu begeben — doch kaum sind sie hinausgetreten, ertönt der Schreckensruf: „Der Löwe!“ Entsetzt weichen sie zurück, ihr gellendes Geschrei er-

schreckt sogar das gefürchtete Raubtier, das mit einem lauten „Meh — meh — meh!“ enteilt. Es war eine arme Ziege, die aus ihrem Stall entkommen war und obdachlos des Nachts am Fenster polterte!

Die Furcht war allerdings berechtigt.

(Kl. Afrika-Bibliothek.)

Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Es war am Nachmittage: ich hatte eben mit Monso meine Ruderzeit beendet und dem Leutnant und Daniel Platz gemacht, da hielt der erstere plötzlich im Rudern inne und sagte mit einem gewissen Tone von Selbstüberhebung: „Es versteht sich wohl ganz von selbst, daß sowohl zur See wie auch auf dem Festlande ich der Herr der Gesellschaft bin. Darum werde auch ich bestimmen, wie lange wir jedesmal auf dem Lande bleiben, und niemand anderer.“ — Ich war nicht wenig überrascht ob dieser seiner Worte. Was für Gedanken mochten wohl im Kopfe des jugendlichen Leutnants umherschwirren, daß ihn mit einemmale solche Ideen und Wünsche anwandelten? Konnte er doch einen Vorrang mit Rücksicht auf Alter oder gar reichere Erfahrung absolut nicht sein eigen nennen. Ich hielt es darum einstweilen für das Klügste, seinen Worten vorläufig keine weitere Beachtung zu schenken, allein ich hatte nicht das richtige Mittel ergriffen: denn er begann von neuem:

„Es scheint, Sie zweifeln an meiner Autorität; darum bitte ich, sich zu erinnern, daß ich der Leutnant der „Lisboa“ bin und daß wir alle den noch überlebenden Teil ihrer Bemannung bilden. Deshalb steht mir das Kommando zu, sowie das Recht, Widerspenstige zu bestrafen.“

Jetzt glaubte ich, nicht mehr länger schweigen zu dürfen. Zwar lag mir sehr

wenig daran, wer den Befehl unserer kleinen Gesellschaft hatte, aber es war mir darum zu tun, den Hochmut und Eigendünkel des jungen Mannes ein wenig zu demütigen. Ich erwiderte darum auf seine Worte hin mit einer gewissen Ironie: „Aber, mein Lieber, die „Lisboa“ existiert ja gar nicht mehr, zweitens gehörte ich nicht zur Schiffsbemannung, sondern bin ein Fahrgast, ein Reisender, der seine Fahrkarte zur Gänze bezahlt hat, und drittens wäre ich doch sehr begierig, zu sehen, wie Sie es anstellen würden, mich zu bestrafen!“ — Meine Worte verfehlten nicht ihre Wirkung: Aufrs heftigste erregt, wurde er bleich vor Zorn, ballte die Fäuste und fast hatte es den Anschein, als wollte er sich auf mich werfen; man konnte es ihm deutlich anerkennen, wie es in seinem Innern brandete und wogte. Doch er tat sich Gewalt an und bemeisterte sich. So ganz allen Ärger zu verbeißen, wollte ihm aber gleichwohl nicht recht gelingen, denn nach einer geraumen Weile begann er wiederum: „Streben am Ende etwa gar Sie selber nach der Führerrolle?“

„Keineswegs, — obgleich ich dazu mehr Recht besitzen würde als Sie; denn einerseits bin ich bedeutend älter, kenne zudem infolge meiner früheren vielen Reisen in Afrika zu einem Gutteil Land und Leute, spreche auch einige Negerdialekte, so daß ich mich mit den Eingeborenen auch verständ-

digen kann, und bin schließlich der einzige, der Waffen besitzt. Aber es liegt mir ferne, nach dem Kommando zu streben, da ein solches Amt unter uns völlig überflüssig ist. — Wir sind vier arme Schiffbrüchige, — den Jose rechne ich nicht, — die die gemeinjame Not zu Brüdern und Gleichgestellten gemacht hat. Darum soll auch Einmütigkeit und Liebe unter uns herrschen und die Überzeugung, daß ein jeder für den anderen einstehen müsse, wenn das Werk der Rettung gelingen solle. Und sollte es dennoch vielleicht einmal eine Meinungsverstiebenheit abgeben, gut, so entscheidet die Mehrheit oder das Los“ und schnitt damit das so unangenehme Gespräch ab.

Spät am Nachmittag gelangten wir in die allernächste Nähe der Küste, die gegen vier Meter steil aus dem Wasser emporstieg. Wir sahen uns also einer Riesenmauer gegenüber, deren oberer Rand von einem wunderbaren Grün überdeckt und von prächtigen Lianen, majestätischen Palmen und Kaktussen in den sonderlichsten Formen überjät war. Hochaußschäumend brachen sich die Meereswogen an der steil abfallenden Felswand. Es war somit an die Möglichkeit einer Landung an dieser Stelle nicht zu denken. Wir hielten uns deshalb stets in einiger Entfernung von der Küste scharf in südlicher Richtung, bis wir einen zur Landung geeigneten Platz gefunden haben würden. Allein die Sonne verschwand bereits am westlichen Horizonte, ohne daß uns das Glück hold gewesen wäre, und so beschloßen wir denn, auch diese Nacht noch auf dem Wasser zu verbringen; nur sollte von einem Weiterfahren während derselben abgesehen werden, damit man des anderen Tages gründlich erneut und gekräftigt wäre. — Als wir des anderen Tages etliche Stunden rastlos der Küste

entlang gerudert hatten, konnte man nicht unschwer ein allmähliches Abflachen der bisher steilen Felswand erkennen, und nach Verlauf von wiederum einigen Stunden sahen wir uns der Mündung eines Baches gegenüber, der sich sanft und lieblich murmelnd in das Meer ergoß. Diese Stelle war zur Landung wie geschaffen, und wir lenkten darum unser Fahrzeug auf dieselbe zu. Da das Wasser eine genügende Tiefe besaß und nicht zu reizend dahinsfloß, fuhren wir eine Zeitlang dem Bach entlang; schließlich legten wir an, banden das Boot an einem hart am Bachesrande stehenden Baume fest und betraten das Festland.

VI.

Eine Begegnung.

Ein tiefer Atemzug der Befriedigung entrang sich meiner Brust, als ich endlich wieder festes Land unter meinen Füßen fühlte. Die langen, nie endenwollenden Tage, die ich auf den treulosen Wogen des Meeres zubrachte, hatten in mir dieses sehnüchtige Verlangen nach dem Festlande hervorgerufen. Wir waren damit zwar noch lange nicht geborgen und in Sicherheit, allein der Ausblick auf ein endliches glückliches Gelingen unserer Irrfahrten war doch um ein Bedeutendes tröstlicher geworden. Außerdem standen uns jetzt zwei Möglichkeiten zur Verfügung, unser Reiseziel zu erreichen, der Seeweg und der zu Land.

Es galt nun vorerst, einen zum Lagern geeigneten Platz ausfindig zu machen, allein dem widersetzte sich der Leutnant, dem es mehr darum zu tun war, sich einmal so recht nach Herzenslust im Grase zu strecken. Um des lieben Friedens willen gab ich nach, bestand aber darauf, daß er mir wenigstens helfen müsse, unseren Pro-

viant, sowie den armen Irzsinnigen ans Land zu bringen.

Nachdem das alles geschehen war, überließ ich es meinen Gefährten, das Lager nach Lunlichkeit einzurichten, während ich selbst, ausgerüstet mit dem Repetiergewehr, mich auf die Jagd begeben wollte. Ich empfahl allen noch, ja recht auf der Hut zu sein und sich im Notfall meines Karabiners und der Pistolen zu bedienen.

„Gegen wen denn?“ fragte mich mit boshaftem Lächeln der Leutnant.

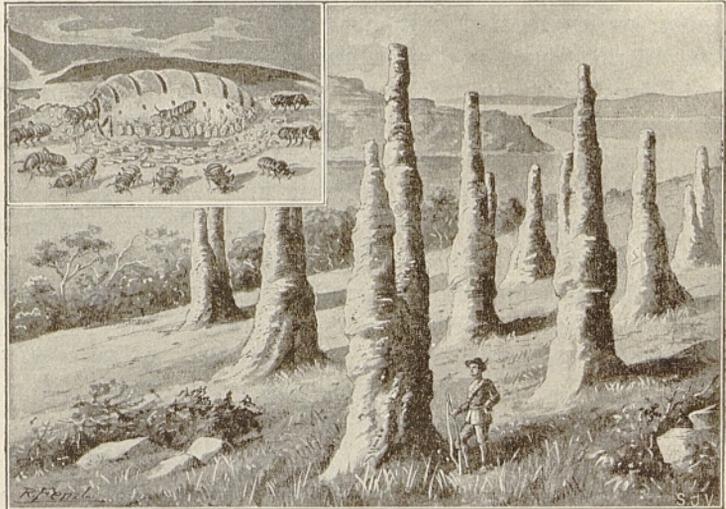
„Gegen wilde Tiere, und überdies wissen wir ja nicht, ob diese Wälder hier bewohnt sind oder nicht.“

„Ah, ich verstehe, die Schwarzen,“ bemerkte spöttisch der Leutnant, dem es einfach lächerlich erschien, sich vor den Eingeborenen inacht zu nehmen.

Ich entfernte mich und ging keine tausend Schritte, so befand ich mich bereits

rings umgeben vom üppigsten Pflanzenreichtum eines echt afrikanischen Urwaldes. Da waren es vor allem äußerst wertvolle Bäume, die mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen, da sie mich an ihre Brüder am Kongo erinnerten und mir die Erlebnisse meiner Kongoreise recht lebendig vor die Seele führten. Ich sah den wilden Dattelbaum mit seinen kleinen, eleganten Blättern, den überaus seltenen Muskatnußbaum mit seinen würzigen Früchten; zahlreich vertreten waren prächtige Palmen, deren reife, goldfarbene Früchte in mächtigen Bündeln unter den Blättern hingen und die Luft mit ihrem Dufte erfüllten. Immer neue Gattungen von Bäumen und Schlingpflanzen konnte

ich wahrnehmen, frei und ungezwungen wucherten hier üppige Sträucher, die man in europäischen Ziergärten als fremde Seltenheiten mit größtem Aufwand zieht. Hier und dort prangten Büschel schneeweiß, purpurröter und safrangelber Blüten. Schwer zu beschreiben ist die Vielgestaltigkeit des Laubes und geradezu unbeschreiblich ist die Abstufung seines



Termitenbauten in Afrika. (Oben links eine Termitenkönigin.)

ewigen Grüns. Alle Töne, deren diese milde Farbe fähig ist, vom lichteften Hellgrün bis zum tiefsten Dunkelgrün, sind hier in ihren feinsten Schattierungen zur Schau gestellt. Was aber soll ich erst sagen von dem Reichtum der Tierwelt, der sich meinen erstaunten Blicken darbot? In den Zweigen wiegten sich Vögel in dem mannigfaltigsten Kleider Schmuck, die bei meinem Anblick ängstlich von Ast zu Ast flogen und schließlich unter abscheulichem Gekreische im dichten Laubwerk verschwanden. Sehr große und überaus seltene Schmetterlinge im prächtigsten Farbenschiller schwirrten von Blume zu Blume: ein wohlthuendes Gefühl überkam mich, als eines Buschwebers süße Weise an mein

Ohr schlug; bald hier, bald dort lockte es, zirpte es und rief es. Mit Freuden lauschte ich dem hundertsältigen Konzert, bis mich schließlich das abgerissene Gelächter eines Spechtes aus meinem Sinnen aufreckte und mich veranlaßte, in dem unbekanntem Reviere weiter vorzudringen, um den Zweck meines Ausfluges zu erreichen und ein Wild zur Strecke zu bringen. — Bei meinem weiteren Hin- undHertreiben war ich mit einemmal an einer Waldlichtung angelangt, auf welcher ein kleiner Teich ausgebreitet lag, dessen schmutziggelbe Wasserfläche mit prachtvollen Wasserrosen und Lotosblumen zu einem Großteil bedeckt war. Wie ich nun meine Schritte auf das Wasser zulenkte, gewährte ich zu meiner nicht geringen Überraschung in dem weichen und feuchten Uferschlamm ganz deutlich die Spur eines menschlichen Fußes eingedrückt. Ich bückte mich sofort, um dieselbe näher zu prüfen, und gelangte zu der Überzeugung, daß sie nicht alt sein konnte; denn sie war noch sehr gut erhalten und die Umrisse waren scharf ausgeprägt. Es mußte somit kurz zuvor irgendjemand hier gewesen sein. Da das nur ein Eingeborener sein konnte, diese sich aber nur äußerst selten weit von ihren Stammesgenossen entfernen, so ergab sich von selbst die Schlußfolgerung, daß der Betreffende entweder andere Gefährten noch in der Nähe haben oder daß sich in nicht allzuweiter Entfernung ein Negerdorf befinden müsse. Während ich so meine Erwägungen anstelle, vernehme ich gut und deutlich seitwärts von mir im Walde ein Geräusch, das anfangs nur schwach und kaum recht vernehmbar, nach und nach immer größer wurde. — Woher mochte es rühren? — War es ein Mensch, vielleicht der nämliche, vor dessen Fußabdruck ich stand, oder war es ein Tier, das eben zur Tränke wollte? — Ich ver-

barg mich hinter einem Dattelbaume und hielt das Gewehr schußbereit. Es dauerte nicht lange, so sah ich, wie sich die Zweige eines der zahlreichen am Ufer sich hinziehenden Gesträucher ziemlich stark bewegten und eine stattliche Antilope mehr als zur Hälfte aus dem Strauchwerk hervortrat. Scheu blickte das Tier um sich, ob es nirgends eine wenn auch nur leise Gefahr witterte. — Welch willkommene Gelegenheit! Ich legte an und drückte los. Die Antilope fiel, mitten durch den Kopf getroffen, zu Boden. Ein vielhundertstimmiges, langgedehntes Echo erfüllte die weiten Räume des mächtigen Waldes; zahlreiche Vögel erhoben sich, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, und erfüllten mit ihrem Gefreische die Lüfte. Ein Affchen sprang geängstigt von Ast zu Ast, um sich tiefer im Dunkel des Waldes zu verbergen.

Da bemerkte ich, wie sich mir gegenüber vorsichtig die Blätter eines Strauches öffneten und für einen Augenblick die Körpergestalt eines kohlschwarzen Menschen sichtbar wurde, der mich mit seinen großen Augen erschrocken anstierte. Doch nur einen Augenblick währte diese Erscheinung, dann verschwand sie. — Hatte ich recht gesehen? War es Wirklichkeit oder war es Täuschung? — War es wirklich ein Mensch, der bei meinem unerwarteten Anblick sofort die Flucht ergriff, oder ließ mich meine Phantasie Sachen sehen, die der Wirklichkeit nicht entsprachen? — Da ich als langjähriger Allweltsreisender viel zu kräftige Nerven besitze, bin ich sonst nicht der Mann, der leicht Täuschungen unterworfen ist. Es mußte somit wirklich ein Schwarzer gewesen sein, vielleicht gar derjenige, dessen Fußspur ich soeben betrachtet hatte. Er mußte mich notwendigerweise bemerkt haben und wird nun hingegangen sein, um seinen Genossen seine gemachte Entdeckung mitzuteilen. Werden

es Freunde oder aber Feinde sein?! . . . Ich lud mir die Antilope auf die Schultern und kehrte zu meinen Freunden zurück.

VII.

Das Verschwinden des Bootes.

Mit lautem Jubel wurde ich von meinen Kameraden empfangen, die Antilope war ihnen willkommen. Die beiden Matrosen gingen alsbald daran, dem Tier die Haut abzuziehen, es auszuweiden, kurz es tüchtig zu machen, während ich dem Leutnant von dem im Walde Gesehenen Mitteilung machte. Er hatte jedoch für meine Worte nur ein vornehmes, geringschätzendes Lächeln und meinte schließlich: „Sie scheinen offenbar geträumt zu haben“; und als ich auf der Wichtigkeit meiner Wahrnehmung beharrte, äußerte er mit dem nämlichen geringschätzenden Bücken um seine Mundwinkel: „Nun und wenn sich wirklich schon ein Schwarzer gezeigt hätte, was wäre dahinter. Er wird vor Schreck davongelaufen sein und läuft gewiß auch jetzt noch.“ — „Nein, mein lieber Herr Leutnant, ich fürchte vielmehr, er werde seine Stammesbrüder von unserer Anwesenheit benachrichtigt haben, und diese werden nun einen Überfall auf uns planen.“ — „Ja, Sie werden sich doch hoffentlich nicht fürchten vor den Negern?“ — „Nein, gewiß nicht, ich habe Ihnen schon vorher meinen Standpunkt auseinandergesetzt. Aber wir haben bereits acht Mann eingebüßt und ich möchte nicht leichtsinnigerweise die Zahl der Opfer noch vergrößern.“ — Der Leutnant wurde still, meine Worte fingen an, auf ihn Eindruck zu machen. — „Was schlagen Sie also vor?“ fragte er. — „Sofort zum Boote zurückzukehren und so schnell als möglich sich von diesem Orte zu entfernen.“ — „Das ist hart, lassen Sie

uns wenigstens eine Nacht ausruhen. Beim Morgengrauen wollen wir dann schleunigst das Weite suchen. Sollten wir aber bereits in dieser Nacht überfallen werden, so haben wir das Boot zur Verfügung und können, geschützt vom nächtlichen Dunkel, unseren Verfolgern leicht entkommen.“ — Da ich aber trotzdem auf einer sofortigen Abreise bestand, der Leutnant aber durchaus sich dem widersetzte, sollte die Stimmenmehrheit entscheiden, und diese sprach für die Ansicht des Leutnants. Der Leutnant meinte begütigend: „Negen Sie sich nicht auf, Herr. Ich übernehme die Verantwortung über alles, was vor kommt.“

Nach eingenommenem Abendmahl verlosteten wir die einzelnen Wachtstunden, die jeden trafen. Mir fiel die erste Wache zu, dem langen Daniel die zweite, die dritte oblag dem Leutnant und als letzter sollte Alfonso an die Reihe kommen.

Meine Gefährten schlummerten bald, ich aber hing mir den Karabiner um die Schulter und machte die Runde, allenthalben umherspähend, ob sich nichts Verdächtiges zeige; namentlich schenkte ich dem nahen Waldsaume und unserem Boote ein wachsameres Auge. Doch ich vernahm nichts. Ringsum lag tiefes Schweigen über die Natur ausgebreitet, das nur von Zeit zu Zeit von dem aus weiter Ferne ertönenden Geheul der Schakale oder vom heiseren Geschrei eines Nachtvogels unterbrochen wurde. Kein feindliches menschliches Wesen fand sich im Umkreise; ich hatte mich also vielleicht doch getäuscht, oder sollte der Schwarze, den ich gesehen hatte, wirklich davongelaufen sein, wie der Leutnant meinte? — Doch die Nacht hatte ja kaum erst ihren Anfang genommen, vielleicht warten die Schwarzen, um desto sicherer zu sein, daß wir uns dem Schlafe würden überlassen haben. . . .

Als meine Zeit um war, weckte ich Daniel: „Die Reihe kommt nun an Sie.“ Er erhob sich, rieb sich die Augen und fragte: „Herr, was muß ich tun?“ — „Zwei Stunden über Ihre Kameraden wachen und vor allem das Boot scharf im Auge behalten und beim geringsten verdächtigen Geräusch uns wecken!“

„Es wird geschehen; doch ich versichere Sie, lieber würde ich fünf Nächte auf einem guten Schiff Wachdienste versehen, als auch nur eine Nacht in diesem unheimlichen Walde, wo man weder vor Menschen noch vor wilden Tieren seines Lebens sicher ist.“

„Warum haben Sie nicht früher Ihre Ansicht ausgesprochen, jetzt ist es zu spät. Wachen Sie gut, Daniel, ich lege mich nieder!“ Damit ließ ich mich auf den Boden

nieder, suchte mir die bequemste Lage aus und legte die beiden Pistolen mir zur Seite. Es dauerte nicht lange und ich schlummerte tief und fest in Morpheus Armen; denn nach der Aufregung der letzten Tage war ein erquickender Schlaf eine wahre Wohlthat für uns.

Ich mochte bereits einige Stunden tief und fest geschlafen haben, da entriß mich auf einmal ein lauter Schrei des Schreckens dem erquickenden Schlummer. Ich öffnete die Augen und sprang sofort auf die Beine. Meine Gefährten waren bereits wach, alle trugen das Bild eines heftigen Erschreckens auf ihren Gesichtern, fuhren mit den Händen in der Luft herum und schrien aus vollem Halse: „Das Boot! Das Boot!“

(Fortsetzung folgt.)



Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Leidenschule. Der große Krieg ist uns nicht nur ein Erwecker völkischen Hochgefühls, sondern auch ein strenger Prüfer der Volkskraft, mag diese sich nun in der Kriegstüchtigkeit der Kämpfenden oder der sittlichen Stärke der Zurückgebliebenen offenbaren. Mobilisiert sind wir alle. Und jeder zieht aus dieser begeistertsten Höchstspannung aller Kräfte den Gewinn für seine Persönlichkeit, der ihn innerlich besser und stärker macht. Der Krieg ist ein Erzieher. Ganz besonders in den Augenblicken schmerzlicher Einwirkung. Diejem „Leidbringer“ Krieg nun wie überhaupt der fördernden Kraft alles Leidens hat der Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppeler, eine warmherzige, aber auch lebensernste Betrachtung gewidmet, die er in seiner „Leidenschule“ (26.—40. Tausend. Freiburg, Herder. M. 1:50; geb. M. 2:40 oder M. 5:60) der Deffentlichkeit zugänglich macht. Wie sein weitbekanntes, von allen Lesern als vortrefflich gerühmtes, ermutigendes, lebenbejahendes Buch „Mehr Freude“ bringt auch dies neue Werk in klassisch-schöner Form weise, freie Lebensregeln von Ewigkeitswert. In erster Linie spricht der auf hoher Warte stehende große Seelenjorger, der vor allem erfüllt ist von einer tiefen Liebe zum Menschen, zum Deutschen, und dem die Gabe ward, sein Empfinden und weitblickendes Wollen in packenden Gedankengängen vorbildlich zu fassen.

Ihm ist der Krieg ein Strafgericht für die, so ihn herausbeschworen. Aber er ist auch ein Zuchtmeister für die, welche gegen ihren Willen hineinverwickelt wurden. Denn „sein Scheinwerfer hat grell hineingeleuchtet in viel hohles Scheinwesen, in gleisnerischen Bildungsschwindel, in eine Leichtfertigkeit und Frivolität, die ganz und gar undeutsch ist, eingeschleppt aus jenem Land und jener Stadt, die man jetzt tief verachtet, nachdem man sie eben noch nachgeäfft hat. Der Krieg hat seinen blutigen Finger auf eine große schwärende Wunde am Volkskörper hingelegt; die kam davon her, daß man in weiten Kreisen die gute deutsche Art, die einfachen Sitten, die Gottestreue und Familientreue verlernte, das Gift einer ausgehöhlten Kunst und Literatur in sich einjog und bösen Dämonen sich ergab. Der Krieg hat den Unglauben, die berühmte Diesseitskultur, die moderne Gefühlskreligion ohne Gott und ohne Kirche vor sein Kriegsgericht geladen und standrechtlich abgeurteilt.“

Dann wendet er sich dem Leide überhaupt und dem Heile, das von allen Leiden ausgeht, zu: „Ein sonderbares Gefühl, als ob meine ganze Weltstellung mit einem Schlag eine andere geworden wäre, als ob ich nicht mehr ich wäre! Was mir eben noch groß schien, schrumpft in ein Nichts zusammen; was mir wertvoll vorkam, trete ich mit Füßen; was mir süß und annehmlich vorkam, ekelte mich an; was ich kaum beachtet und lange vergessen hatte, stellt sich groß und drohend vor mich hin. Meine Arbeit, mein Beruf — einst meine Freude und mein Halt —, jetzt schleppe ich daran wie der Gefangene an seiner Kette.“

Auffrischung und Vertiefung des Lebens tut oftmals not. In guten Tagen sinkt es oft herab zu einem seltsamen Gemisch von Fremdem, Aeußerlichem, Eitlem und nur wenig Eigenem und Innerem. Es ist zusammengefrüddelt aus schwächlichem Wollen, unlauterem Streben und armseligem Tun; zum großen Teil entlehnt, erbetelt, gestohlen aus der Umwelt, aus anderen Menschenleben, die auch nicht

viel besser sind als das eigene. Neues, tieferes Leben kann da oftmals nur durch Leiden bewirkt und vermittelt werden. Leiden lehrt uns die ins Aeußerliche, Vergängliche, Sündhafte verstrickte Seele hassen, nach des Heilands Mahnung sie hassen, um sie für ein ewiges Leben umzubilden und zu bewahren. (Jo. 15, 25.)

Wir wollen das Unrige tun. Wir wollen vor allem die Leiden der Kriegszeit in Taten, in Opfer, in Liebe umsetzen. Wie man Leiden, bitterm Scheidenschmerz, schwerste Seelenwehen, Angst und Sorge in Tatkraft, in angestrengteste Arbeit umbildet und dadurch überwindet, das zeigen uns unsere tapferen Soldaten. Wir daheim dürfen uns von ihnen nicht beschämen lassen. Wir müssen auch alle Kräfte mobil machen, nicht dem Kummer und der Sorge nachhängen, sondern ein doppeltes Arbeitsmaß auf uns nehmen und überall uns nützlich machen. Geradezu entehrend wäre ein bequemes, weiches, genußsüchtiges und unmäßiges Leben, während die Unrigen in Feindesland den äußersten Entbehrungen ausgesetzt sind.

Das unblutige Heldentum der in der Stille mutig und geduldig Leidenden ist der Menschheit so nötig und noch nötiger als das blutige, waffenklingende Heldentum des Krieges. Sobald ein großes Leid über uns hereinbricht, werden wir zum Schauspiel für die Welt, für Engel und Menschen (1 Kor. 4, 9). Die Augen richten sich auf uns; man ist gespannt, wie wir uns verhalten. Wenn wir da versagen, schädigen wir nicht bloß uns, sondern auch die Sache der Menschheit im Leidenskampfe. Wenn wir bestehen, wächst nicht bloß unsere eigene Kraft, es geht auch eine Kraft aus von uns, die viele andere stärkt.

Es gibt eine einfache Probe, ob man recht oder schlecht leidet. Macht das Leiden still, bescheiden, sanft und freundlich, dann ist das die Edelrucht eines guten Leidens. Macht es uns aber herb, anspruchsvoll, reizbar, launisch, lieblos, dann sind wir schlechte Schüler in der Leidenschule. Es ist niedrige Selbstsucht, wenn man aus der Krankheit ein Sonderrecht ableitet, andere zu quälen, wenn man anderen, mehr als nötig ist, zur Last fällt, als wollte man an ihnen sich rächen für sein Lebensgeschick.

Leiden schärft den Blick für Leiden, sollte ihn wenigstens schärfen. Seit ich selber leide, werde ich wieder aufmerksamer auf das, was andere leiden. Das übersieht man leicht in guten Tagen, oder man sieht mit allzu großer Gelassenheit zu und findet es ganz selbstverständlich, daß andere sich fügen in herbes Geschick, ja man sieht herzlos mitleidig herab auf die, denen dies schwer fällt. Anders, wenn man selbst leidenswund ist.

Das Leid macht alles und alle gleich. Aber sofort scheidet es wieder alle in zwei Klassen: in solche, die recht leiden, und in solche, die schlecht leiden; in solche, die so leiden, daß des Leidens Zweck an ihnen erreicht wird, und in solche, die diesen Zweck selber vereiteln: in Helden des Leides und in Feiglinge des Leides.

„Und ihr seid traurig?“ Wer ist es nicht in so drangvoller Zeit? Wer wäre nicht besonderen Trostes bedürftig? Wen hat nicht der Krieg in seine strengste Leidenschule gezwungen? Heer und Volk haben sich bisher gut gehalten in dieser Schule. Mögen sie ausharren bis zum Schluß.

Wie freudig wollen wir arbeiten an der schönen Aufgabe, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat! Wie wollen wir alles tun, damit

die Lehren des Krieges nicht vergessen, nicht im Siegestraume verjährt werden, damit die Lebenskraft dem Volk erhalten bleibt, damit Gottesglaube, Gottesfurcht und Gottestreue, die im Kriege sich so herrlich bewährt haben, auch im Frieden die unantastbarsten Güter und Lebenskräfte des deutschen Volkes bleiben.

Die Idee der Heidenbekehrung im Alten Testamente.

Von Universitätsprofessor Dr. Paul Heinrich. Erste und zweite Auflage. 89. 77 S. Münster (Weiß.) 1916. Uebendorfsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—. Das Alte Testament enthält in sich die Enthüllung der göttlichen Pläne für das zukünftige messianische Reich und die Vorbereitung zur Verwirklichung dieser Pläne. Der Verfasser zeigt, wie die Patriarchen und das auserwählte Volk ihre Aufgabe gelöst haben. Durch das ganze Alte Testament begegnen wir dem entschieden betonten Gedanken, daß Gott Schöpfer und Herr der ganzen Menschheit ist und daß sich auch die Heiden bekehren werden. Zugleich aber wird darauf aufmerksam gemacht, wie diese Heidenbekehrung erst durch den Messias eintreten wird; das auserwählte jüdische Volk übt fast keine praktische Missionsstätigkeit aus, da es keinen Auftrag dazu hat, wie die Apostel und ihre Nachfolger. Außer dem wissenschaftlichen hat die Arbeit auch praktischen Wert; manche Gedanken und Zitate aus den Propheten, Psalmen und den Weisheitsbüchern wird man bei Missionspredigten gut verwenden können. Diese Arbeit ist im vollen Sinne eine biblische Zeitfrage; sie ermahnt uns an die immer aktuelle Pflicht der Mitwirkung an der Verbreitung des messianischen Reiches.

Tiefer und Treuer. Schriften zur religiösen Verinnerlichung und Erneuerung. Von Franz Weiß, Stadtpfarrer. In zweifarbigen Druck mit Buchschmuck von W. Sommer; hochformatig, kl. 89. IV. Band: „Verdemütigung und Verhöhnung in der Weichte“. (112. Seiten.) V. Band: „Belebung und Beseligung in der Kommunion“. (88 Seiten.) VI. Band: „Jesu Leiden und unser Leiden“. (88 Seiten.) Jeder Band broschiert 75 Pfg., gebunden M. 1.20. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Drei neue Bände „Tiefer und Treuer“, in allen Stücken ebenbürtig den drei ersten Bänden der Sammlung, die in so viele Studierstufen der hochw. Geistlichkeit, in so viele Büchereien der nach religiöser Verinnerlichung und Erneuerung sich sehnenenden und strebenden Laien, sowie in zahlreiche öffentliche Bibliotheken gewandert sind und überall Heimatrecht gefunden haben. Ja, in einzelnen Partien über treffen die neuen Weiß-Bände ihre Vorgänger wohl noch. Schon die behandelten Themen: Das Bußsakrament, die heilige Kommunion, das Leiden Jesu und die Leiden der Menschen, zumal in unserer, vom vielgestaltigen Schmerz des Völkerkrieges erfüllten Gegenwart, locken jeden zum Lesen und stillen Erwägen, der die Darstellungskunst vom Stadtpfarrer Weiß, mit ihrem überquellenden Reichtum an originellen, zeitgemäßen Gedanken in edelster Form kennt. Natürliche Verdemütigung und übernatürliche Verhöhnung in der Weichte, — unsere seelische Belebung und Beseligung im tieferen Erkennen des Wesens und treuerem Bewerten der Wirkung der heiligen Kommunion, — und endlich die Erklärung und Lösung für die Mannigfaltigkeit und Unaußsprechlichkeit unserer Leiden durch mitliebenden und mitführenden Besuch der Leidensszenen Jesu — das lehrt und zeigt uns in überzeugender, ergreifender und vor allem zu freudiger, energischer Tat antreibender Weise die achtsame Lektüre dieser neuen Bände. Wirklich drei beste,

gewinnreichste Bücher für unsere wirre und wunde Gegenwart und in dieser von bitterstem Kriegesweh durchhebeten Zeit von doppeltem Gewinn für denkende Leser. Diese lieben, in ihrer inneren und äußeren Ausstattung wieder so anziehend ausgestalteten neuen Nummern der Sammlung „Tiefer und Treuer“ sind echte Goldgruben fürs geistige Leben sowohl für Geistliche als gebildete Laien, aber auch für die ichtliche Volksseele, die dem wahrhaft Schönen und Gediegenen sich so leicht erschließt.

Die Frohbotschaft des göttlichen Herzens Jesu an den Krieger. Feldbrief von R. W. Friedrich. 11.—20. Taufend. 40 Seiten. Preis 20 Pfg. 100 Stück M. 18.—. Verlagsbuchhandlung Karl Dhlinger, Mergentheim. „Sendet das goldene, mit kirchlicher und militärischer Druckerlaubnis versehene Schriftchen an die Front. Es ist eine kleine, packende, ganz auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse zugeschnittene Einführung des Soldaten in die Verehrung des göttlichen Herzens.“ P. J. Sattenschwiler S. J.

Deutschland auf dem Kreuzwege des Herrn. Feldbrief von Dr. F. Zmle. Mit kirchlicher und militärischer Druckerlaubnis. 20 Seiten. Preis 15 Pfg. 100 Stück M. 12.—. Verlagsbuchhandlung Karl Dhlinger, Mergentheim. „Ein tiefinniger und glaubensinniger Feldbrief für Deutschlands Heer und Volk. Deutschland mit dem Heilande auf dem Kreuzwege, Deutschland mit dem Heilande ein großes Opfern feiernd in nationaler Größe, in seelischer Erneuerung des Einzelnen wie der Gesamtheit. Dieser Feldbrief erhebt die kämpfenden zu neuem Mute und die Daheimgebliebenen zum Durchhalten und sei jedermann bestens empfohlen.“ . . . er.

Nieder mit dem Feinde! Aufruf an katholische Jünglinge und Männer. Von R. W. Friedrich. 24 Seiten. Preis kart. 25. Pfg. 100 Stück M. 22.—. Verlagsbuchhandlung Karl Dhlinger, Mergentheim. „Möchte Ihr warmherziger Appell, den ich mit großem Interesse gelesen, in den weitesten Kreisen unseres Volkes lebendigen Nachhall finden.“

Geheimer Sanitätsrat Dr. med. Brennecke, Magbg.

Zum Siege hin! Unsere Krieger — Gottes Gnadenkinder. Mit kirchlicher und militärischer Druckerlaubnis. Feldbrief von S. Neher. 20 Seiten. Preis 15 Pfg. 100 Stück M. 12.—. Verlagsbuchhandlung Karl Dhlinger, Mergentheim. „Eine schöne Gabe für unsere Krieger. Dem Heilande nachahmen in Geduld und Opfermut, mit ihm aushalten in Kampf und Streit, ihm nachleben, wie die Heiligen es taten, ist Ziel und Zweck dieses gehaltvollen Feldbriefes. Er wird als ein kräftiger Tröster unseren Kriegern recht willkommen sein.“ R. W. Friedrich.

Klöstern und Instituten

empfehlen wir für ihren Bedarf an

Reis, Kaffee und Süßfrüchten

die Firma

Jos. Janauschek, Wien III

:: Großmarkthalle ::